

VE RI TAS
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY



Aus Bismarcks Werkstatt

Studien zu seinem Charakterbilde

Von

Arnold Senfft von Pilsach



Stuttgart und Berlin 1908
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

Am 21. Juni 1781 schrieb Goethe an Justus Mösers Tochter Frau v. Voigts, die ihm Friedrichs des Großen wegwerfende Äußerung über seinen Götz mitgeteilt hatte: „Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme."

Man muß sich diese hochsinnigen Worte merken und an sie denken, wenn wieder einmal das Urteil eines Herrschers über hervorragende Zeitgenossen von den Besten seines Volkes als ungerecht empfunden wird. Von dem Enkel und Erben Kaiser Wilhelms I. eine unparteiische Abwägung zwischen den Verdiensten des Heldenkaisers und denen seines großen Ministers um die Neugründung unseres Reiches erwarten, heißt das Unmögliche verlangen, daß ein mächtiger Fürst, nach Goethe „ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Szepter führt", mit einem starken Wollen die mühsam erworbene Objektivität des Geschichtschreibers vereinigen müßte. Ihm mochte ein vergleichender Blick auf Kaiser Karl, Kaiser Otto und König Friedrich genügen, um ihn zu überzeugen, daß Kaiser Wilhelms ruhmreiche Regierung in

ihren Ergebnissen der ihrigen mindestens gleichwertig wäre; und was war dann für Wilhelm II. natürlicher, als daß ihm auch der Anteil der Herrscher an diesen Ergebnissen gleichwertig dünkte? So entging ihm der Unterschied, daß jene Anderen die Entschlüsse zu ihren Taten auf einsamer Höhe aus dem eigenen Busen schöpften, während es der Vorsehung gefallen hatte, den vulkanischen Drang und das gestaltende Denken, die das neue Reich erstehen ließen, in Bismarcks Brust und in Bismarcks Schädel zu pflanzen und beide durch Bismarcks Treue seinem König dienstbar zu machen.

Verkennen wir doch nicht, wie stark der letztere Zug in Bismarcks Wesen, der für die Weite seiner inneren Dimensionen so bezeichnend ist wie nichts anderes, doch den unmittelbaren Eindruck seiner Taten beeinträchtigt. Bis auf den heutigen Tag kann man der Schulweisheit begegnen, Bismarcks größte Erfolge wären solche eines glücklichen Spielers gewesen; das preußische und das deutsche Heer hätten seine Einsätze eingelöst. Kaiser Wilhelm — dem Voreingenommenheit gegen die Armee gewiß fern lag — und Kaiser Friedrich wußten es besser und haben das Bismarck mit unvergeßlichen Worten bezeugt. Die innere Festigkeit und die Machtstellung seines Vaterlandes lagen ihm mehr am Herzen als der eigene Ruhm; sein monarchisches Gefühl, die pflichtmäßige Unterordnung unter den angestammten Landesherrn haben jenen falschen Schein begünstigt. Es ist nicht zuviel gesagt, daß Bismarcks Verhältnis zu seinem König ihn von allen geschichtlichen Helden vor ihm unterscheidet und ihn zu einem neuen Typus staatsmännischer Größe stempelt.

Alexander und Cäsar, Themistokles und Hannibal, die

großen Herrscher des Mittelalters wie der neueren Zeit, auch Cromwell und Napoleon: sie alle waren Staatsmänner und Feldherren in einer Person. Sie allein entwarfen ihre Pläne und sie allein führten sie aus. Selbst Richelieu, dem man Bismarck gern vergleicht, war doch unter einem schwacheu Monarchen der anerkannte Beherrscher Frankreichs. Wenn die Bourbonen die Früchte seines Schaffens ernteten, so hatten sie darum an seiner schaffenden Tätigkeit keinen Anteil, weder tatsächlich noch in der Meinung der Mitwelt oder der Nachwelt. Als Bismarck an die Spitze des preußischen Staatsministeriums trat, fand er einen Herrscher vor, dem zur Marionette in der Hand eines klugen Beraters alle Vorbedingungen fehlten. Er sah sich einem männlichen Charakter und gewissenhaften Regenten gegenüber, von dem er gewärtig sein durfte, daß er auf das königliche Recht der eigenen Entschließung niemals verzichten würde.

In der Vereinigung von eigener Größe und Respekt vor dem Monarchen nimmt es auch Stein nicht mit Bismarck auf. An Weite und Schärfe des Blicks, an Mut und Zähigkeit geben sich beide Männer wenig nach; Bismarcks Selbstbeherrschung, jene schwerste Kunst, den eigenen heißen Willen für den Augenblick zu bändigen und in Geduld die Umstände reifen zu lassen — diese unschätzbare Tugend fehlte Stein. Vielleicht war ihrer Entfaltung sein reichsunmittelbarer Stand nicht zuträglich. Die Bismarcks standen seit Generationen in preußischen Diensten; jede geschichtliche Würdigung ihres berühmten Sprößlings muß von seiner Anhänglichkeit an die Dynastie der Hohenzollern ihren Ausgang nehmen.

I.

Mit dem Bekenntnis zu dieser scheinbar wohlfeilsten politischen Tugend hat Deutschlands größter Staatsmann seine Laufbahn begonnen. Seinem damaligen Charakterbilde gibt sie das Gepräge. Der herausfordernde Trotz, mit dem er einem republikanischen Zeitgeist seinen Royalismus entgegensetzte, die stolze Gelassenheit, mit der er den unausbleiblichen Fluch der Lächerlichkeit ertrug, das waren die Eigenschaften, die Bismarcks Namen zuerst bekannt machten, lange bevor sich sein politisches Genie entfaltet hatte. Bezeichnend dafür ist das Ansehen, dessen sich schon im Jahre 1848 der Dreiunddreißigjährige bei dem Königshause und in den Kreisen der preußischen Generalität erfreute. Obgleich er weder einer der großen Familien des Landes angehörte, noch eine Stellung im Heere oder im Staatsdienste bekleidete, wurde er von königlichen Prinzen mit geheimen Sendungen betraut und von alten Generalen zu Rate gezogen [1].

Es ist keineswegs gleichgültig, welcher äußere Anlaß einen Schicksalsmenschen auf die Weltenbühne stellt oder von welchen Umständen eine neue geschichtliche Entwicklung die erste Richtung empfängt. So bleibt es auch entscheidend für Bismarcks Leben und nicht minder entscheidend für die neueste Phase der preußisch-deutschen Geschichte, daß es ein Kampf um die Machtstellung des Königtums in Preußen gewesen ist, was dem Genius Bismarcks die Zunge gelöst hat. Aus dem Verfall des Lehnsstaates über den Absolutismus hinaus hatte unser

---

[1]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Kap. 2, I.

Volk die alte Mannentreue bewahrt. Sie ersetzte ihm die fehlende politische Reife und manche politische Tugend; und der Recke, in dem wir die Mannentreue verkörpert sahen, wurde der Erneuerer unseres Reiches.

Man sagt von den meisten bedeutenden Menschen, sie verdankten ihre Charakteranlagen dem Vater, ihre Intelligenz der Mutter. Goethe glaubte das von sich, und Bismarck glaubte es ebenfalls. Die elementare Leidenschaft, mit der er sich als junger Abgeordneter jeder Schmälerung der Rechte des Königs widersetzte, verrät sich deutlich als angeborene Neigung, als das Ergebnis einer durch Generationen vererbten und dadurch zu höchster Spannkraft gesteigerten Sinnesart.

Friedrich Wilhelm IV. besaß eine Regententugend, die für manche Schwächen entschädigte: er war ein gewiegter Menschenkenner. Er zuerst entdeckte in dem jungen Heißsporn, den die Abgeordneten auszischten und die Witzblätter verhöhnten, den künftigen Staatsmann. Unbekümmert um den Lärm der öffentlichen Meinung — die selten mit so viel Schein von Berechtigung wie damals einer Ernennung widersprochen hat — stellte der König den ungeschulten märkischen Junker auf einen der schwierigsten diplomatischen Posten, die Preußen zu besetzen hatte; und niemals wurde ein königliches Wagestück glänzender von der Geschichte gerechtfertigt. Über vielem Ungemach, das die Willensschwäche dieses unglücklichen Fürsten ihm selbst und seinem Lande zugefügt hat, soll ihm das eine nicht vergessen werden: kein Anderer als er hat Bismarcks Kraft vor den preußischen Staatswagen gespannt. Und sein Verdienst ist um so größer, als sich Bismarcks Temperament gelegentlich auch dem König gegenüber Luft ge-

macht hatte. Man lese den für beide Teile ehrenvollen Auftritt im zweiten Kapitel der Bismarckschen Erinnerungen. Es ist höchst bezeichnend, mit welcher königlichen Überlegenheit der Monarch die unbequeme Offenheit seines treuen Schildhalters hinnimmt, wie er mit der Sicherheit des geborenen Herrschers Freimut von Dreistigkeit unterscheidet und die erregte Königin, die bayerische Prinzessin, beschwichtigt: „Laß mich nur, Elise, ich werde schon mit ihm fertig werden." Er wußte also aus Erfahrung, daß bescheidene Zurückhaltung nicht zu den Eigenschaften seines neuen Bundestagsgesandten zählte, daß auch er selbst und seine Minister kein allezeit gefügiges Werkzeug an diesem Diplomaten seiner Erfindung besitzen würden. Hingebende Treue, Unabhängigkeit des Urteils und zielbewußte Entschlossenheit — das werden vermutlich die Aktiva gewesen sein, die bei der Wahl des Königs zu Bismarcks Gunsten den Ausschlag gaben. Das Beglaubigungsschreiben an Kaiser Franz Joseph vom 5. Juni 1852 ist in diesem Sinne gehalten.

Wir sehen: Vor allen sonstigen Anlagen und Dispositionen Bismarcks ist es sein Eintreten für die Rechte des angestammten Herrscherhauses gewesen, was seiner politischen Wirksamkeit ihr erstes Gepräge verlieh. Es ist unnötig, die Entwicklung dieses Charakterzuges in ihrem allbekannten späteren Verlauf zu verfolgen. Die Tatsache steht fest, daß Bismarck seinem innersten Wesen bis zu seinem Ende treu geblieben ist, daß er kein anderes Ziel für seine öffentliche Tätigkeit gekannt hat, als die Aufrichtung und Befestigung eines selbständigen deutschen Staatswesens unter der Führung der Hohenzollern. Daran ändern die Umstände seiner Entlassung nichts. Wohl denk-

bar, daß ein dreißigjähriger Herrscher dem Fünfundsiebzigjährigen als Dreistigkeit auslegte, was einst der dreiundfünfzigjährige König dem dreiunddreißigjährigen Bismarck als Freimut durchgehen ließ. Das Alter läßt sich von der Jugend mehr gefallen als die Jugend vom Alter, weil dem Alter ein natürliches Übergewicht zur Seite steht. König Friedrich Wilhelm hatte damals seiner bayerischen Gemahlin die Behandlung des spröden Junkers aus der Hand genommen; leicht möglich, daß zweiundvierzig Jahre später dieselbe Unbekanntschaft süddeutscher Fürsten mit dem eigentümlichen Vertrauensverhältnis des preußischen Offiziers und märkischen Landedelmannes zu seinem König das keimende Mißverständnis verhängnisvoll beeinflußt hat. Denn jenes Vertrauensverhältnis ist ein edles Gewächs, gedüngt mit dem Blute der Tapferen, die in den schweren Kriegen um Brandenburgs und Preußens Größe starben, ein bodenständiges Gewächs, das nicht nach außerhalb verpflanzt und darum auch nicht außerhalb gewertet werden kann. Hier und sonst nirgends werden Geschichtforscher und Psychologen den letzten Schlüssel zum Verständnis Bismarcks suchen müssen. Von den Generalen des Siebenjährigen Krieges bis herab auf Goeben und Steinmetz hat kein preußischer Heerführer die kampfesfreudige und todesmutige Hingabe der eigenen Person für Preußens König heldenhafter verkörpert als Bismarck. In Gesprächen und Briefen hat er geäußert und hat es noch in seinen Erinnerungen festgelegt, daß der Waffendienst seinen Anlagen und Neigungen am gemäßesten gewesen wäre. Seine bekannte Vorliebe für die militärische Tracht entsprang wohl mehr aus dem kriegerischen Kern seines Wesens, als aus der praktischen Rücksicht, die er selbst als

Grund für sie angibt[1]). Und es ist ganz folgerecht, daß dem Staatsmann im Kürassierkoller aus den Reihen der Armee so zahlreiche Gegner erwachsen sind, wie keinem anderen preußischen Minister. Wäre Bismarck ein Diplomat der alten Schule gewesen, ein Federfuchser nach Blüchers Wort — wofür ihn der Feldmarschall Wrangel noch 1864 hielt[2]) —, so würden ihm die Generale jeden Einfluß auf den König gern gegönnt haben; eine Störung ihrer Kreise brauchten sie dann nicht zu besorgen. Er war aber Bein von ihrem Bein und Fleisch von ihrem Fleisch: Offizier, nicht bloß dem Patent nach, sondern vor allem in seinen Anschauungen und Empfindungen. Darin berührte sich seine Natur mit der König Wilhelms. In zwei Abschnitten seines Werkes, die eine eingehende Schilderung des Monarchen enthalten, erblickt Bismarck den Grundzug dieses Charakters in dem Ehrgefühl des preußischen Offiziers[3]); und keiner, der die meisterhafte Darstellung liest, wird sich des Gefühls erwehren können, daß sie einer verwandten Sinnesrichtung entstammt. Sie allein befähigte Bismarck zu seinem tiefen Verständnis für die Eigenart seines königlichen Herrn. Man geht schwerlich fehl, wenn man das soldatische Preußentum der beiden Männer als stärkstes Band zwischen ihnen ansieht.

Dasselbe Band verknüpfte aber auch den König mit seinen Offizieren so eng wie keinen seiner Vorgänger seit dem großen Friedrich. Die Rivalität zwischen ihnen und Bismarck war damit gegeben. Ihre kräftigste Nahrung

---

[1]) G. u. E. Kap. 32, II.

[2]) Ebendas. Kap. 17, III.

[3]) Ebendas. Kap. 12 Ende; Kap. 32, V.

zog sie aus Bismarcks Anspruch, den König auch im Felde zu begleiten. Das militärische Gefolge mochte finden, daß der leitende Staatsmann während eines Feldzuges an seinen Amtssitz gehörte, also in die Hauptstadt. Demgegenüber durfte Bismarck geltend machen, daß die wechselnden Augenblicksbilder des Krieges auch die politische Lage fortwährend verändern und deshalb rasche Entschlüsse verlangen, die nur in mündlichem Gedankenaustausch des Ministers mit dem Staatsoberhaupt erwogen und gefaßt werden können. Clausewitz' berühmten Ausspruch, Krieg ist fortgesetzte Politik, konnten beide Parteien in ihrem Sinne verwerten. Die Generale folgerten, daß von der Kriegserklärung bis zu den Friedenspräliminarien auch die politischen Konsequenzen der jeweiligen Kriegslage von dem Herrscher mit seinem militärischen Stabe zu beraten wären, wogegen dem Minister in diesen Fragen nur die diplomatische Ausführung zufiele. Bismarck legte Clausewitz umgekehrt dahin aus, daß auch im Kriege politische Erwägungen den Ausschlag gäben und sich die militärischen Operationen nach ihnen zu richten hätten [1].

Dem König war die Entscheidung gewiß nicht leicht gemacht. Mit Leib und Seele Soldat und bis zur Übernahme der Regentschaft fast ausschließlich mit militärischen Dingen befaßt, konnte Wilhelm I. seinen Neigungen nach nur seinen Generalen beitreten, vollends nach den für ihn maßgebenden Lehren der Befreiungskriege, deren Verlauf und deren Ergebnisse von der Diplomatie mehr gehemmt und beschnitten als gefördert waren. Die gewöhnliche Dienstpragmatik sprach ohnehin gegen Bismarcks An-

[1]) G. u. E. Kap. 23, I.

sicht. Denn unter den Beamtenpflichten steht obenan die sogenannte Residenzpflicht, d. h. die Pflicht, am Sitze der Behörde tätig zu sein, während das Fehlen eines festen Amtssitzes und die Vollmacht, an dem jeweiligen Aufenthaltsort rechtsverbindliche Handlungen vorzunehmen, zu den Vorrechten und Kennzeichen der Herrscherwürde gehört. Auch außerhalb der Armee hat es nicht an Stimmen gefehlt, die aus diesen und anderen Gründen Bismarcks Fernsein im Feldlager tadelten.

Umso größere Bewunderung müssen wir der Einsicht und dem Charakter König Wilhelms zollen, der sich den Blick für das Notwendige weder durch allgemeine Regeln noch durch eine angeborene und anerzogene Sinnesrichtung beirren ließ. Wir dürfen annehmen, daß neben einer richtigen Abwägung der sachlichen Momente auch die Persönlichkeit Bismarcks den Herrscher für dessen Ansicht gewonnen hat. Es handelte sich eben um keinen Federfuchser in Blüchers Sinn. Der reckenhafte Mann, der im gestickten Diplomatenfrack mehr einem verkappten Kriegsmann glich, als im Waffenrock einem verkleideten Minister, folgte seinem königlichen Herrn nicht bloß ins Lager, sondern auch in den Bereich der Granaten und waltete noch im Feuer erfolgreich seines Berateramtes.

Daß er dem militärischen Gefolge des Königs eine willkommene Erscheinung sein würde, ließ sich billigerweise nicht erwarten. In seinen Memoiren macht er kein Hehl aus seinen gegenteiligen Wahrnehmungen. Die Überlegenheit seines Genies war für jede Umgebung unbequem, wieviel mehr, wenn sie den Fachmann beschämte. Bezeichnende Beispiele sind die Vorgänge am 30. Juni 1866 in Reichenberg und am 12. Juli in Czerna-

hora [1]). Lediglich seinem überragenden Verstande hatte es Bismarck zu verdanken, daß er im französischen Feldzug auf Betreiben des militärischen Hauptquartiers nicht mehr wie 1866 zum Kriegsrat zugezogen, sondern über die militärischen Entschließungen nach Möglichkeit in Unkenntnis gelassen wurde. Man versteht es kaum, daß er sich diesen unwürdigen Zustand gefallen ließ, der seine Orientierung von dem guten Willen fürstlicher Mittelspersonen abhängig machte und dazu führte, daß englische Korrespondenten ihn von den Absichten der preußischen Heeresleitung unterrichteten. Wir finden den Rückstand solcher Erlebnisse in Bismarcks Memoirenwerk, wenn er bemerkt, die Kämpfe, die er 1866, 1870 und später mit der militärischen Eifersucht zu bestehen gehabt, wären seinem Gemüt peinlicher gewesen als die meisten anderen [2]).

II.

In zwei kritischen Situationen trat der latente Gegensatz zu Tage: nach der Schlacht von Königgrätz und während der Belagerung von Paris. Kritisch war die Lage beide Male nicht bloß auf militärischem, sondern mehr noch auf diplomatischem Gebiet: über dem Haupte des Siegers schwebte die Gefahr, daß ihm die Siegesbeute von neutralen Großmächten entwunden oder wenigstens stark beschnitten würde. Daß sich Bismarck nach Königgrätz einer Ausdehnung des Feldzuges bis zur Einnahme der feindlichen Hauptstadt mit allem Nachdruck

[1]) G. u. E. Kap. 29, I u. II.
[2]) Ebendas. Kap. 19, V.

widersetzt und nur mit großen Schwierigkeiten den baldigen Abschluß eines für Österreich höchst glimpflichen Friedens bewerkstelligt hatte, war längst bekannt. Aber erst seit dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen“ weiß man, zu welchem schweren Konflikt es damals zwischen dem König und Bismarck gekommen, ja daß letzterer tatsächlich unterlegen war, und daß ohne die Vermittelung des Kronprinzen der Kampf mit dem Ziele der völligen Niederwerfung Österreichs fortgeführt worden wäre.

Die Verfolgung dieser Nikolsburger Verhandlungen an der Hand von Bismarcks Schilderung ist äußerst lohnend. Wir sind Zeugen eines seltsamen Schauspiels. Während Europa von dem Ruhm der preußischen Waffen widerhallt, erblicken wir im Hauptquartier des Siegers auf der einen Seite den König und seine Generale, die Brust geschwellt von gerechtem Stolz über die herrlichen Früchte jahrzehntelanger Arbeit an Preußens Wehrkraft, geschwellt auch von dem ebenso gerechten Verlangen nach endlicher, gründlicher Abrechnung mit dem habsburgischen Rivalen. Und ihnen gegenüber sehen wir den verwegensten und leidenschaftlichsten Staatsmann des Jahrhunderts seine ganze Energie, ja seine Persönlichkeit für eine beispiellose Schonung des besiegten Gegners einsetzen. Die Gründe, die Bismarck selbst zum Verständnis seiner damaligen Haltung anführt, würden in jedem anderen Munde dem Zweck genügen; in Bismarcks geschichtlichen Charakter wollen sie sich nicht lückenlos einfügen; sie klingen zum Teil gesucht und scheinen die Sachlage nicht zu erschöpfen. Gewiß war die nahe Aussicht auf einen Krieg gegen Frankreich neben den gleichzeitigen Engage-

ments mit Österreich und seinen Verbündeten bedrohlich genug. Allein wieviel siegesgewisser konnte Wilhelm I. dieser Gefahr nach der gewonnenen Schlacht von Königgrätz entgegensehen, als einst Friedrich II. nach der verlorenen Schlacht von Kolin; und doch hatte dieser es gewagt und Roßbach und Leuthen gewonnen. Moltke, den Bismarck darum fragte, hielt die Chancen einer gleichzeitigen Bekriegung Frankreichs keineswegs für schlecht. Er verhehlte Bismarck nicht die Schwierigkeiten der Lage, aber mit dem trockenen, echt Moltkeschen Zusatz: Im Kriege ist alles gefährlich. Ein besonderes Gewicht legen die „Gedanken und Erinnerungen" auf die Verluste der preußischen Truppen infolge der Cholera. Sie waren beträchtlich — insgesamt 6427 Mann —; indessen verschonte die Seuche auch Österreicher nicht. Durchschlagend war nach Bismarcks Darstellung für ihn der Wunsch, seinem Lande die Möglichkeit eines späteren Bündnisses mit Österreich offenzuhalten und deshalb den preußischen Waffenerfolg nicht weiter auszunutzen, als es zur Aufrichtung der preußischen Hegemonie in Deutschland unbedingt nötig war.

Diese Einstellung seines Augenglases auf eine Konstellation, deren körperhafte Bestandteile im Dunstkreis einer entfernten Zukunft lagen, erscheint bei Bismarck besonders auffallend. Sie ist dermaßen unbismarckisch, daß es schwer fällt, an ihre Tatsächlichkeit zu glauben. Hat doch Bismarck keine Gelegenheit versäumt, um wieder und wieder zu erklären: Politik ist die Kunst, das für den Augenblick Richtige zu finden. „Im Herbst 1866 war eine Voraussicht über die zukünftige Haltung Österreichs noch nicht möglich," bemerkt er selbst an einer anderen

Stelle seines Werkes [1]. Und hier will er in dem Gegner von 1866, den Preußen soeben in Schleswig-Holstein überlistet und in Böhmen aufs Haupt geschlagen hatte, den Verbündeten von 1879 erkannt haben. Es ist, als hätte sich seine ganze Natur in ihr Gegenteil verkehrt. Oder unterliegt er etwa bei dieser Darstellung dem bekannten Einfluß der rückblickenden Betrachtung, die vergangene Begebenheiten nur noch in der Beleuchtung ihrer Folgeerscheinungen sieht? Fast möchte man es glauben; denn auch der Verlauf eines Krieges mit Frankreich, wie ihn sich Bismarck in jenen Nikolsburger Tagen abweichend von Moltke vorgestellt haben will, antizipiert augenscheinlich die Erfahrungen von 1870/71, wenn auch ältere geschichtliche Reminiszenzen mitgesprochen haben mögen [2]. Daß er bis 1870 die französischen Streitkräfte überschätzt hätte, gibt er unumwunden zu (ebenda). Niemand wird ihm solchen Schätzungsfehler zum Vorwurf machen, wohl aber bleibt es auffallend, daß er in dieser militärischen Frage nicht das Urteil des besser unterrichteten Grafen Moltke zur Grundlage seiner Entschlüsse machte.

Noch verwunderlicher als die Aussparung des Gegners für ein späteres Bündnis nehmen sich Bismarcks Bedenken gegen jede Abtretung österreichischer Landesteile aus. Vorsehung spielen zu wollen galt sonst diesem Realisten als der Inbegriff des politischen Dilettantismus. Hier aber zerbricht er sich trotz dem besten Österreicher den Kopf über die unabsehbaren Folgen eines etwaigen Zerfalls der habsburgischen Monarchie und kann sich nicht

[1] G. u. E. Kap. 21, VI.
[2] Ebendas. Kap. 21, I.

vorstellen — hundert Jahre nach Schlesiens Einverleibung in Preußen —, wie aus annektierten Österreichern gute Preußen werden sollten. An zwei Stellen seines Buches begründet er seinen Widerstand gegen einen von König Wilhelm gewünschten Gebietserwerb kurzweg mit der kategorischen Ablehnung des österreichischen Ministers Karolyi, als wenn sich Nachgiebigkeit gegen Minister besiegter Staaten bei einem Bismarck von selbst verstanden hätte [1]).

Ich sagte oben, man könnte an sich die Argumente gelten lassen, mit denen Bismarck den König für einen raschen Friedensschluß ohne Demütigung Österreichs zu gewinnen suchte; nur paßten sie schlecht zu Bismarcks Charakter und wären darum schwerlich erschöpfend. An den einzelnen Deduktionen Bismarcks glaube ich das gezeigt zu haben; noch deutlicher macht es ein Vergleich der beiderseitigen Standpunkte.

König Wilhelm wollte den ungern von ihm begonnenen Krieg zu einem möglichst glorreichen Ende führen; schon die Bravour seiner Truppen verdiente nach seiner Meinung keinen halben, sondern einen vollen Erfolg. Es konnte nicht fehlen, daß auf den böhmischen Schlachtfeldern Erinnerungen an die heldenhaften Kämpfe und an die schweren Opfer der friderizianischen Zeit lebendig wurden. Auch die preußische Heeresleitung bis hinab zu den Unterführern brannte darauf, nach einem ebenso kurzen wie blutigen Waffengange weitere Proben auf ihre Leistungsfähigkeit zu bestehen. Es berührt eigen, aus Bismarcks Feder [2]) den Satz zu lesen: „Der siegreiche

[1]) G. u. E. Kap. 20, III.
[2]) Ebendas. Kap. 20, II.

Einzug des preußischen Heeres in die feindliche Hauptstadt wäre für unsere Militärs natürlich eine befriedigende Erinnerung gewesen; für unsere Politik war er kein Bedürfnis." Als ob nicht alle Preußenherzen in dieser Frage so empfunden hätten, wie „unsere Militärs", und als ob nicht Bismarck aus vielfacher Erfahrung am besten gewußt hätte, daß jeder neue Erfolg mit den Kräften, die er entbindet, auch neue Bedürfnisse aufdeckt, die bis dahin nur verborgen lagen, aber darum nicht weniger Existenzberechtigung besitzen.

Napoleon III. vermaß sich, den preußischen Siegeslauf zu hemmen. Man übertreibt nicht, wenn man im Vergleich zu dieser Einmischung die Emser Vorgänge im Juli 1870 eine Bagatelle nennt. Jedenfalls bot sie mehr als genügenden Anlaß zu einer bündigen Ablehnung, nach Bedarf auch zu einer preußischen Kriegserklärung an Frankreich. Entscheidend für das eine oder andere konnte füglich die Beurteilung der militärischen Lage durch den Chef des Generalstabs sein. Dieser sprach sich zu Gunsten eines Krieges mit Frankreich aus. Die verfassungsmäßige Verantwortung für den folgenschweren Schritt brauchte danach der Ministerpräsident nicht mehr zu scheuen. Auch in dieser Hinsicht zeigt der Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen" ganz neue Züge. Wie kein anderer preußischer Minister hat Bismarck den Satz verteidigt, daß in Preußen auch kraft der Verfassung der König regiert. In den schwierigsten Lagen hat er sich mutig in die Bresche geworfen, um den Willen des Königs durchzusetzen. Nur in Nikolsburg soll ihn weder der erklärte Wille des Königs noch Moltkes Gutachten von seiner verfassungsmäßigen Verantwortung entlastet haben. „Der

König war militärischen Einflüssen im Laufe jener Tage öfter und bereitwilliger zugänglich als den meinigen," schreibt er; „ich war der einzige im Hauptquartier, dem eine politische Verantwortlichkeit als Minister oblag, und der sich notwendig der Situation gegenüber eine Meinung bilden und einen Entschluß fassen mußte." — „Ich war der einzige Anwesende, der gesetzlich verpflichtet war, eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten" [1]).

III.

Irre ich nicht, so enthalten diese Sätze den Schlüssel zum Verständnis der ganzen Episode. Staatsrechtlich anfechtbar — denn welches Gesetz verpflichtete Bismarck, sich in solcher Schicksalstunde für Preußen eine eigene Meinung gegenüber der erklärten Willensmeinung des Königs zu bilden? — atmen sie das ganze Selbstgefühl des Staatsmannes, der sich vor aller Welt und vor der Geschichte für Preußens Krieg mit Österreich verantwortlich fühlte und darum auch für Preußens Frieden mit Österreich verantwortlich sein wollte. Dieser Krieg war Bismarcks alleiniges Werk und blieb es darum nicht weniger, weil der glänzende Verlauf des Feldzuges nicht sein Verdienst war. Das erste war unbestritten; das zweite sollte sich erst zeigen. In Wahrheit kämpfte Bismarck in Nikolsburg um sein Urheberrecht an einer entscheidenden Wendung der preußischen Geschichte; mehr als das, er kämpfte um seine Stellung.

Versetzen wir uns noch einmal in seine Lage. Daß er den König zur Armee begleiten durfte, hatte er gegen

[1]) G. u. E. Kap. 20, III.

den Widerstand der militärischen Umgebung des Monarchen durchgesetzt. Die Situation des Siegers nach solchen Siegen ist niemals beneidenswert; man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Augen der Eindringling im Hauptquartier betrachtet wurde. Die Offiziere nannten ihn den Questenberg im Lager, so erzählt er selbst. Daheim waren der treuen Freunde wenig, der Gegner umsomehr. Seinen einzigen Rückhalt besaß der Minister an dem König; hielt ihn dieser für entbehrlich, so war seine Laufbahn zu Ende. Die beispiellosen Triumphe der preußischen Waffen gaben seinen militärischen Widersachern Oberwasser. Bismarck besaß zwar längst einen Namen von europäischem Ruf; man kannte ihn als eindrucksvollen und schlagfertigen Redner, als gewiegten Diplomaten, als tatkräftigen Minister. Einen durchschlagenden Erfolg hatte er aber bis dahin noch nicht aufzuweisen; über Schleswig-Holsteins Schicksal sollte erst jetzt entschieden werden. Der Sieg von Königgrätz überstrahlte den jungen Ruhm Bismarckscher Staatskunst. Die größte Schlacht des Jahrhunderts war erst in der Nacht vor ihrem Beginn mit blitzartiger Kombination von Moltke ins Auge gefaßt. Genial ersonnen und meisterhaft geleitet, stellte sie den schweigsamen Dänen mit einem Schlage in die Reihe der ersten Feldherren aller Zeiten. Aber nicht diese eine Schlacht allein, der ganze Feldzug zeigte das preußische Heer auf einer ungeahnten Höhe des Wollens und Könnens. Das Verdienst, es auf diese Stufe gehoben zu haben, gebührte dem König. In dem Glauben an Preußens geschichtlichen Beruf und in der klaren Erkenntnis von der Notwendigkeit einer überlegenen Kriegsmacht für die Erfüllung dieses Berufes war Wilhelm I. der unmittelbare

Erbe und treueste Bewahrer der Scharnhorstschen Überlieferung, vor allem auch in der Einsicht, daß die Schlagfertigkeit eines Heeres auf seiner Manneszucht beruht. Von dem Waffenhandwerk hatte er im Befreiungskriege die ersten erhebenden Eindrücke gewonnen und sich später mit allen seinen Zweigen vertraut gemacht. Bis in sein reifes Mannesalter ohne Anwartschaft auf den Thron, verschmähte er vornehmen Müßiggang; sein Ziel war die Vervollkommnung des preußischen Heeres. An der einmal ergriffenen Aufgabe arbeitete er mit dem liebevoll eindringenden Fleiß und der unermüdlichen Ausdauer eines deutschen Meisters. An Boyen und noch mehr an Roon fand er geschickte und hingebende Mitarbeiter. Als alles vorbereitet war, schien das ganze Werk an der Geldfrage scheitern zu sollen. Der junge preußische Verfassungsstaat versagte bei dieser ersten starken Belastungsprobe. Der gekrönte Soldat und sein uniformierter Kriegsminister konnten sich mit den Gehröcken im Abgeordnetenhause nicht verständigen. Wo fand sich ein Mann, der Soldat genug war, die Vorteile der Armeereorganisation zu verstehen, und „Zivilist“ genug, um das nötige Geld herbeizuschaffen? Roon wußte es; in letzter Stunde gab der König seinen dringenden Vorstellungen nach und überwand seine Bedenken gegen den extravaganten Herrn v. Bismarck.

So war denn freilich auch die Schlagfertigkeit des preußischen Heeres nicht ohne Bismarcks tätige Hilfe erreicht. Immerhin war er nicht ihr Urheber. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß die Rolle, die Bismarck im Hauptquartier spielte, immer bescheidener wurde, je glänzender sich ohne sein Zutun die Erfolge der preußischen

Waffen gestalteten, und je länger der Feldzug dauerte, auf dessen Leitung ihm von Berufs wegen keine Einwirkung zustand. Bismarck selbst bezeugt es mit der schon wiedergegebenen Bemerkung, der König wäre damals militärischen Einflüssen zugänglicher gewesen als den seinigen. Und diese Wahrnehmung war nicht die einzige, die ihn verstimmen mußte. Sein Memoirenwerk läßt den Leser nicht darüber in Zweifel, daß sich im Felde die Eifersucht der militärischen Umgebung des Königs auf die bevorrechtete Stellung, die er Bismarck einräumte, bei zahlreichen Gelegenheiten bemerklich gemacht hat. Es ist unerläßlich, daß wir uns daran erinnern, wenn wir von Bismarcks seelischer Disposition in Nikolsburg ein zutreffendes Bild gewinnen und uns damit das volle Verständnis der dortigen Krisis erschließen wollen. Weltgeschichtlichen Ereignissen als untätiger Zuschauer beizuwohnen, war schon an sich für Bismarcks Temperament keine leichte Aufgabe. Das unverhohlene Übelwollen der Militärs mußte bei solcher Stimmung einen nachhaltigen Groll in ihm aufspeichern.

In dieser unbehaglichen Lage trat für Bismarck ein völliger Umschwung ein, als am zweiten Tage nach der Schlacht bei Königgrätz das Telegramm Napoleons einging, daß Kaiser Franz Joseph seine Vermittlung angerufen hätte. Der überraschende Ausblick auf eine Einmischung Frankreichs mußte allen, die es anging, mit einem Schlage die Tatsache zum Bewußtsein bringen, daß in dem neuzeitlichen Europa kein Kampf mehr zwischen zwei Mächten ausgefochten wird, der nicht auf andere Mächte zurückwirkte, da die Interessen der euro-

päischen Völker durch tausend unzerreißbare Fäden miteinander verknüpft sind, und daß bei solcher Bewandtnis der Umstände auch das tapferste Heer mit dem besten Führer keinen dauernden Vorteil erringt, wenn, um wieder mit Blücher zu reden, die Feder verdirbt, was das Schwert erreichte. Wohl oder übel mußte man sich im ersten Siegesrausch darauf besinnen, daß Preußen und Österreich nicht allein auf der Welt waren. Die Diplomatie trat wieder in ihre Rechte, und Bismarck wäre nicht Bismarck gewesen, wenn er die veränderte Sachlage nicht mit einem Blick bis in ihre letzten Konsequenzen durchschaut hätte. Die Vorsehung selbst nahm seine Sache in die Hand; sie stellte ihn wieder auf den ihm gebührenden Platz und sonderte ihn von der glänzenden Versammlung der Heerführer, in der ihm wenig mehr als die Rolle eines Statisten gegönnt war.

Mit seiner bloßen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand war das freilich nicht getan. Mit der plötzlichen Erinnerung daran, daß man sich auch für solche Zwischenfälle vorgesehen und den Minister der auswärtigen Angelegenheiten gleich zur Hand hatte, war Bismarck wenig gedient. Wenn er in diesem Moment mit den militärischen Machthabern in dasselbe Horn gestoßen und sich für die Weiterführung des Krieges ausgesprochen hätte, wäre in seinem Verhältnis zu ihnen und ebenso in seinem Verhältnis zum König alles beim alten geblieben. Wofern das Urteil des zuständigen Ministers mit dem ihrigen übereinstimmte, waren sie sicher gern bereit, seine Autorität im gegebenen Falle anzuerkennen; tat sie doch dann der ihrigen durchaus keinen Eintrag — im Gegenteil, sie konnten sich vielleicht bei der nächsten Gelegenheit

darauf berufen, daß in einer so schwierigen und wichtigen Frage auch Bismarck nichts anderes als sie zu raten gewußt hätte. Hier blieb für Bismarck keine Wahl: wollte er das verfassungsmäßige Gewicht seiner amtlichen Stellung aufs neue zur Geltung bringen, so durfte er sich nicht damit begnügen, in den Chor der Generale einzustimmen, sondern mußte die ihm auf diplomatischem Gebiet zu Gebote stehende Überlegenheit mit der vollen Schärfe des Gegensatzes wirken lassen. Er hatte gesehen, wie ihm der Boden unter den Füßen entglitt; seine stark bedrohte Stellung zu behaupten, seinen schwindenden Einfluß zurückzugewinnen, dieses Bedürfnis mußte jetzt für ihn das nächste und dringendste sein. Demnach war für den Standpunkt, den er Frankreichs Vorschlägen gegenüber einzunehmen hatte, keine andere Rücksicht so bestimmend, wie die auf die Stellungnahme der militärischen Umgebung des Königs. Wäre die Einmischung Napoleons den Generalen bedrohlich erschienen, so hätte es Bismarck wahrscheinlich schon damals auf einen Krieg mit Frankreich ankommen lassen und die gleichzeitige Fortsetzung des Feldzuges gegen Österreich und seine Verbündeten befürwortet. Da jene ohne Ausnahme die Weiterführung des Kampfes gegen Österreich wünschten und auch den König für ihre Ansicht gewonnen hatten, so entschied sich Bismarck für die Annahme der napoleonischen Vorschläge und für den möglichst baldigen Abschluß des Friedens mit Österreich. In Anbetracht der Umstände ein kühner, fast möchte man sagen ein wagehalsiger Entschluß, sich als einzelner den höchsten Gewalten im Staat und dem ungestüm geforderten Vormarsch eines siegreichen Heeres in den Weg zu stellen.

Die Kraft des Entschlusses läßt die Stärke der voraufgehenden Spannung ahnen. Hätten wir nicht schon versucht, aus allen überlieferten Umständen ein Bild von der drückenden Lage zu gewinnen, in der sich Bismarck befunden hatte, wir müßten sie an der Stimmung erkennen, die ihn zu seiner jetzigen Haltung vermochte.

Die scheinbare Unvereinbarkeit seiner Ratschläge und Bedenken mit seinen sonstigen Anschauungen, die wir oben bemerkten, ist von hier aus leicht zu verstehen. Man war es freilich nicht von ihm gewohnt, daß er mit solchem Respekt nach dem Auslande blickte, wie es damals in Bezug auf den französischen Kaiser und auf den Minister Karolyi zu geschehen schien. Sonst hatte in der rücksichtslosen Verfolgung des preußischen Vorteils Bismarck nicht seinesgleichen gehabt. Allein das war es eben: auf ausgetretenen Wegen hatte man ihn noch niemals gesehen und sollte man ihn auch jetzt nicht sehen. Kam nicht eine Zustimmung zu dem, was alle wollten, nahezu dem Verzicht auf ein eigenes Urteil gleich? Eine Politik, die ein Gemeingut der preußischen Offiziere war, konnte nicht die Politik eines Bismarck sein. Und alles, was seinem nunmehrigen Standpunkt von fremdartiger Nachgiebigkeit und Mäßigung anhaftet, wird mehr als aufgewogen durch das Wagnis, das dieser Standpunkt für Bismarcks Person bedeutete. Ohne die Ergänzung nach der persönlichen Seite bleibt der ganze Vorgang unverständlich. Denn in dem Wesen dieses Staatsmannes lagen keine großen Würfe ohne eine starke Spannung, gemeinhin Gefahr genannt. Wer einen anderen Plan von ihm auffindet, der darf ohne weiteres annehmen, daß er keinen echten Bismarck vor sich hat; zum mindesten trifft das für die Zeit bis 1871

zu. In Nikolsburg vermissen wir dieses Merkmal nur so lange, wie uns die persönliche Isolierung entgeht, in die sich Bismarck unmerklich versetzt sah. Wer aber seine Schilderung des Verlaufes jener Tage mit Aufmerksamkeit verfolgt, der begreift, daß er der Verzweiflung näher war als jemals sonst in seinem öffentlichen Leben. Drang er damals nicht mit seiner Ansicht durch, so hatte er politisch nichts mehr zu verlieren. Dem Verlangen seiner Natur nach einer nervenerregenden Spannung genügte er umso ausgiebiger, je maßvollere Bedingungen er dem König anriet; denn umso schärfer bezeichnete er seinen Abstand von dem Herrscher selbst und von den Ratgebern im Generalsrock.

Die Beratungen begannen; das Telegramm des französischen Kaisers wurde nach Bismarcks Vorschlag von König Wilhelm zunächst ausweichend beantwortet, „unter Ablehnung jedes Waffenstillstandes ohne Friedensbürgschaften". Acht Tage später, in der Nacht zum 12. Juli, traf Benedetti in Zwittau, dem Marschquartier des Königs, ein und erschien spornstreichs an Bismarcks Bett. Die von ihm formulierten Friedensbedingungen enthielten nach Bismarcks Urteil „alles, dessen wir bedurften: freie Bewegung in Deutschland". Elf Tage vergingen ohne Entscheidung — wohl sicher nicht wegen mangelnder Entschlußfähigkeit bei einem der Beteiligten, sondern infolge der Schwierigkeit, den vorhandenen Gegensatz im preußischen Hauptquartier zu überbrücken. Aus dieser Zwischenzeit erzählt uns Bismarck nur den Verlauf des Kriegsrats am 12. Juli, dem Tage nach Benedettis Ankunft. Der

König verlangte Bismarcks Meinung über die rein militärische Frage der zweckmäßigsten Richtung für den weiteren Vormarsch der Armee und entschied nach Bismarcks Vorschlag, dessen Verhältnis zu dem militärischen Hauptquartier dadurch schwerlich gebessert wurde. Der Verlauf des 23. und 24. Juli ist dann unverkennbar die Schlußszene eines mehrtägigen, ebenso leidenschaftlichen wie geräuschlosen Ringens zwischen Bismarck und der Kriegspartei. Bismarcks Schilderung der Verhandlungen an jenen beiden Tagen ist in aller ihrer Knappheit von unvergleichlicher Wucht. Da steht auch der kurze Satz: Ich war dabei der einzige Zivilist in Uniform. Weshalb stellte er die Kabinettsfrage? Was hinderte ihn, dem König gefällig zu sein und etwa zu erklären: Zwar würde er aus politischen Rücksichten den alsbaldigen Abschluß eines leidlichen Friedens mit Österreich vorgezogen haben; indessen wolle er im Hinblick auf die Ansicht der militärischen Autoritäten dem Wunsche des Königs nach Fortsetzung des Krieges nicht länger widerstreben.

Von zehn Ministern hätten neun an Bismarcks Stelle so oder ähnlich gesprochen. Für ihn aber gab es keinen Zweifel mehr. Die Frage stand für ihn: sich selbst behaupten oder sich selbst aufgeben. Und auf der anderen Seite: Gab es für Bismarcks Stolz eine vollgültigere Genugtuung nach seiner planmäßigen Verdrängung aus dem Vordergrunde der Entscheidungen, als seinen selbstgewählten Standpunkt? Diese Genugtuung blieb ihm; gleichviel, ob seine Meinung durchdrang oder nicht. Dem ganzen militärischen Hauptquartier, den sieggekrönten Feldherren setzte er sein Votum entgegen. So bezeichnete er ihnen auch einmal von seiner Seite die Grenzlinie ihres

und seines legitimen Einflußbereiches; und mehr als das: sie mußten es mit ansehen, daß zwischen ihren übereinstimmenden Ansichten und dem Einspruch des einen Mannes das Zünglein der Wage schwankte. Je einmütiger sie vorwärts drängten, umso gelassener entwickelte Bismarck die politische Zweckwidrigkeit weiterer Kämpfe. Mochte der König entscheiden; Bismarck hatte seine Stellung gewahrt. Nach langer Zurücksetzung hatte endlich wieder seine Stunde geschlagen; in diesem Kriegsrat war er nicht bloß geduldet: in seinem Krankenzimmer hatte man sich versammelt. Es ging also trotz allem nicht ohne ihn. Die Schiller-kundigen Generale mögen an diesem Tage gefunden haben, daß der vermeintliche Questenberg bei näherer Betrachtung mehr dem Friedländer glich ...

Es hieße über das Ziel hinausschießen, wollte man annehmen, daß nur der Antagonismus zwischen den Generalen und Bismarck dessen Stellung zur Friedensfrage bestimmt hätte. Ich nannte schon oben seine sachlichen Gründe an sich einleuchtend, nur nicht zu Bismarcks Charakter stimmend und deshalb nicht erschöpfend. Das psychologische Motiv gab den Grundton an und orientierte sein politisches Denken in der Richtung, die sein Wille bereits eingeschlagen hatte. „Der entscheidende Entschluß," sagt Friedjung (Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 2. Aufl., Bd. I, S. 208), „der von den leitenden Männern in den großen geschichtlichen Krisen gefaßt wird, ist ein innerlicher Vorgang, dessen Enträtselung nicht selten des Scharfsinns des Geschichtschreibers spottet. Die äußeren Tatsachen selbst lassen sich leicht entwickeln, aber

sie erklären nicht alles, denn sie treffen schließlich in dem Willen der Menschen wie in einem Brennpunkte zusammen und treten aus ihrer Persönlichkeit als Tat heraus."

In der Unwillkürlichkeit dieser inneren Vorgänge liegt ihre Stärke, ihre Größe und ihre Rechtfertigung. Auch ihre Dimensionen sind für ihre Beurteilung wesentlich. Gegen unverdiente Zurücksetzung wehren sich Knaben auf ihre Weise; der Trotz eines Achill kostet Tausenden seiner Volksgenossen das Leben und macht ihn selbst unsterblich. Es ist das Vorrecht des Genius, daß seine persönlichsten Erlebnisse in ihrer Brechung durch sein Wesen für die Allgemeinheit Bedeutung gewinnen. Das gilt nicht bloß von den Meisterwerken der bildenden Kunst, der Musik und der Dichtkunst, in denen die Leiden und Freuden ihrer Schöpfer eine jeden Betrachter ergreifende Gestalt gewinnen, sondern wir begegnen dieser Metamorphose auf allen Gebieten des schaffenden Geistes. Hier finden wir ihr Gesetz an dem Staatsmanne bestätigt. Auch Bismarcks Politik trägt seine eigensten Züge. Deshalb kämpfte er in Nikolsburg um sein verantwortliches Ratgeberamt bei seinem König aus innerstem, sagen wir ruhig aus selbstischem Antriebe. Wenn darin Egoismus war, so muß ihm Deutschland solchen Egoismus danken. Denn niemand hätte den mit unerhörter Kühnheit in Bismarcks Geist entworfenen Bau zu Ende geführt, wenn es den Werkleuten gelang, den Baumeister zu verdrängen.

Er kämpfte aber nicht bloß für seine Zukunft und für die seines Landes: er kämpfte auch für sein wohlerworbenes geistiges Eigentum an dem Kriege mit Österreich, der über die Vorherrschaft in Deutschland entschieden hatte.

Der preußische Thronerbe bezeugte es ihm in jenen Nikolsburger Tagen mit den Worten: „Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin; Sie haben ihn für notwendig gehalten und tragen die Verantwortung dafür.“ Die geschichtliche Forschung hat diesen Sachverhalt im weitesten Umfange bestätigt. Ich zitiere wieder den Österreicher Friedjung. „Es wäre gewiß nicht zum Kriege gekommen, wenn Österreich damals nicht in Bismarck einen Gegner gehabt hätte, der, die Verhältnisse am Wiener Hofe mit scharfem Blicke durchdringend, ein kühnes und glückliches Spiel trieb ... Im Grunde genommen hatte Bismarck das Problem zu lösen, wie sowohl in Kaiser Franz Joseph als in König Wilhelm, die beide gern den Krieg vermeiden wollten, die Überzeugung wachzurufen sei, daß sie zur Verteidigung zum Schwerte greifen müßten“ [1]. „Bismarck gehörte zu den wenigen, welche den Gegensatz zwischen Preußen und Österreich folgerichtig und bis zu Ende dachten; ihn anders als durch den Krieg zu lösen, schien ihm im letzten Grunde nach seinem Ausdruck als eine mathematische Unmöglichkeit“ [2]. Beiläufig offenbart sich in diesem Ausdruck das ganze Wesen des Mannes. Verhältnisse, die anderen als wogende Nebel der Zukunft erschienen, standen ihm in festen Umrissen klar vor Augen wie Dreiecke oder Körper. „In seiner Seele war seit seinen Erfahrungen in Frankfurt die Idee des Krieges mit Österreich wie ein starker Wassergang im Berginnern aufbewahrt“ [3]. Seit seinen Erfahrungen in Frankfurt —

---

[1]) Der Kampf um die Vorherrschaft, Bd. II, S. 4.
[2]) Ebendas. Bd. I, S. 19.
[3]) Ebendas. I, 111.

auch hier dürfen wir einschalten: politischen und persönlichen Erfahrungen. Das letztere Moment spielte auch da hinein, in welchem Maße, wird erst eine spätere Geschichtschreibung nachweisen. Es war das Los dieses Schicksalsmenschen, der nicht bloß amtlich Preußen vertrat, sondern das preußische Wesen zu verkörpern schien, von Preußens Gegnern schlecht behandelt zu werden und später ihr Land für ihre kurzsichtige Überhebung büßen zu lassen.

So betrachtete Bismarck die militärische Kampagne mit Recht als Fortsetzung einer mit vollendeter Meisterschaft von ihm geführten diplomatischen Kampagne und beide in jedem Sinne als sein geistiges Eigentum. Er konnte vor der Geschichte wie vor seinem Gewissen nicht darauf verzichten, den Abschluß des Werkes nach seinem Plan zu gestalten. Als Ganzes betrachtet verleugnet dieser Plan auch nicht den Stempel des Bismarckschen Geistes. Denn freilich galt Bismarck nach seinem bisherigen Auftreten in der äußeren wie in der inneren Politik als Draufgänger und verdiente diese Beurteilung durch Unbedenklichkeit in der Wahl seiner Mittel. Überblicken wir aber seine abgeschlossenen Werke, so bemerken wir sofort, daß bei aller Größe ihre Dimensionen durchaus nicht phantastisch sind. Im Gegensatz zu den Riesenunternehmungen des ersten Napoleon weisen die staatsmännischen Schöpfungen Bismarcks verständliche und verständige Abmessungen auf; ein Beweis dafür, daß diesem Staatsmanne trotz seines leidenschaftlichen Temperaments ein seltenes Maß von Selbstbeherrschung zu Gebote stand. Auch der Friedensschluß mit Österreich ist dafür ein sprechendes Zeugnis. Die Aufregungen des Krieges störten Bismarck nicht in der kühlen Abwägung dessen, was dem besiegten

Gegner zugemutet werden konnte und mußte. Jahrelang hatten ihn die österreichische Politik gegen Preußen und Preußens Nachgiebigkeit gegen Österreich mit einer tiefgehenden Erregung erfüllt. Mit Österreichs Niederwerfung war dieser Empfindung genügt; in den Friedensverhandlungen läßt er sie nicht mehr zu Worte kommen. Es ist nicht möglich, in solchem Verhalten die gute Überlieferung des alten Korpsstudenten zu übersehen, dem Zweikämpfe zur Austragung bestimmter Ehrenhändel, Zweikämpfe ohne Haß und ohne die Absicht der Vernichtung des Gegners durchaus vertraut waren.

Es bleibt noch übrig, der anderen Hauptperson des Dramas von Nikolsburg zu gedenken. König Wilhelms Charakter zeigte sich auch hier in glänzendstem Lichte. Ähnlich wie sein Vater im Beginn der Befreiungskriege, war Wilhelm I. seit Bismarcks Eintritt in das Ministerium widerstrebend von Erfolg zu Erfolg geschritten. Widerstrebt hatte ihm die Berufung Bismarcks, widerstrebt dessen Politik in Bezug auf Schleswig-Holstein, und am meisten widerstrebte ihm der Krieg mit Österreich, nachdem der König noch im Januar 1865 in der Thronrede feierlich verkündet hatte, daß Preußens Bündnis mit Österreich seine feste und dauernde Grundlage in seinen und seines erhabenen Verbündeten deutschen Gesinnungen fände [1]). Von allen Gewissensbedenken und Zweifeln hatte ihn dann der Krieg geheilt. Das mannhafte Ringen der beiden Völker in offener Schlacht

---

[1]) Friedjung, Bd. I, S. 107.

die begeisterte Tapferkeit seiner Krieger, die Meisterschaft der preußischen Heeresleitung erfüllten seine Seele mit jugendlichem Feuer und mit freudiger Siegeszuversicht. Und jetzt, wo die schwerste Arbeit getan schien, wo es galt, dem geschlagenen Gegner nachzusetzen, ihn, wenn möglich, nicht zur Ruhe kommen zu lassen und ihm in seiner Hauptstadt den Frieden zu diktieren, jetzt stellte sich dem Herrscher derselbe Mann in den Weg, der ihn trotz seines Sträubens noch zu jedem wichtigen Schritt vermocht hatte, und verlangte von ihm mit seiner schlichten und unerbittlichen Logik, der preußische Adler sollte seine sichere Beute fahren lassen. Als der König dem Minister vorhielt, der Hauptschuldige dürfte doch nicht ungestraft ausgehen, vernahm er die verblüffende Antwort: hier gälte es nicht eines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben; Österreichs Rivalität gegen Preußen sei nicht strafbarer, als die preußische gegen Österreich [1]).

Dieses Mal war Wilhelm I. nicht von seinem Sinne abzubringen. Demungeachtet gewann er es über sich, dem Rate des Ministers zu folgen, als der Kronprinz auf dessen Seite trat. Wohl begründete der Monarch seine Zustimmung mit der herben Wendung, daß ihn sein Ministerpräsident im Stiche ließe und er ihn „hier" nicht ersetzen könnte; den ihm zugemuteten Frieden nannte er schmachvoll [2]). Aber wiederum tat er, was notwendig war, um die Staatsmaschine vor schwerer Störung zu bewahren, tat es im Grunde nur deswegen, weil er

---

[1]) Bismarck, Ged. u. Er. Kap. 20, IV.

[2]) Ebendas. Kap. 20, IV, S. 47.

der überlegenen Einsicht des Staatsmannes vertraute, den er bis vor wenigen Jahren für einen politischen Phantasten gehalten hatte. So übte er auf dem Thron die schwere Tugend der Selbstverleugnung zum Heile seines Landes, dessen Söhne ihm das Opfer danken müssen, so lange es eine Geschichtsüberlieferung gibt. Auch Bismarcks sprödes Gemüt empfand die bezwingende Gewalt dieser königlichen Seelengröße; ihr Widerhall zittert in den schönen Worten nach, mit denen seine Erzählung von jenen Nikolsburger Tagen schließt: „Noch heute haben diese Vorgänge bei mir keinen anderen Eindruck hinterlassen als die schmerzliche Erinnerung, daß ich einen Herrn, den ich persönlich liebte wie diesen, so habe verstimmen müssen.“

IV.

Bismarcks inneres Verhältnis zu Österreich war ursprünglich von dem überlieferten der preußischen Konservativen nicht verschieden. Respekt vor dem alten und mächtigen Staatengebilde der habsburgischen Monarchie, dankbare Anhänglichkeit an den Verbündeten gegen die Revolution und gegen Bonaparte, schließlich noch Wohlgefallen an dem liebenswürdigen Temperament des Österreichers — in solchen Gefühlen für die deutsche Vormacht war Bismarck aufgewachsen. Durch das gute Einvernehmen der beiderseitigen Herrscher seit drei Generationen mochten sie noch verstärkt werden. Bezeichnend für Bismarcks überkommenen Standpunkt ist seine bekannte Verteidigung der Olmützer Abmachungen. Sein sonst so reizbares Ehrgefühl nahm an Preußens absichtlicher Übergehung durch Österreich nicht ernstlich Anstoß.

Der Umschwung setzt bald nach Bismarcks Ernennung zum Bundestagsgesandten ein. Entdeckte er in Frankfurt Geheimnisse der österreichischen Politik, die ihm deren Ziele und Beweggründe in verändertem Lichte zeigten? Allerdings; von seinem Einblick in Fürst Schwarzenbergs berühmte Depesche mit der Wendung, „avilir la Prusse et puis la démolir“, datiert er selbst eine Wandlung in seiner inneren Stellung zu Österreich [1]). Seine Berichte und Briefe lassen aber keinen Zweifel daran, daß auch eigene Erfahrungen seinen Unmut erregten und im Lauf der Jahre steigerten. In einem Briefe an den Präsidenten v. Gerlach vom 1. Mai 1853 klagt er über den Geschäftsgang des Bundestages „der mehr der einer Präfektur mit dem Präsidialgesandten als Präfekten ist, als der eines Kollegiums gleichberechtigter Gesandten“. „Wie sich auch Prokesch bemühen mag, meine Gemütsruhe zu trüben,“ schreibt er im Dezember desselben Jahres an seinen Bruder. Die äußerlichen Kennzeichen und Konsequenzen der Stellung Österreichs als der Präsidialmacht des deutschen Bundes wurden eben Bismarck in nahezu täglicher Berührung zum ersten Male fühlbar und bewirkten in ihm einen gründlichen Frontwechsel. Daß es an sachlichen Interessendivergenzen zwischen Preußen und Österreich nicht fehlen würde, war vorauszusehen; ohne die Mitwirkung persönlicher Reibungen hätten sie daher schwerlich so bald zu „harten Zusammenstößen“ geführt, wie es Bismarcks Erinnerungen schon aus dem ersten Jahr seiner Frankfurter Tätigkeit berichten [2]).

---

[1]) G. u. E. Kap. 13, S. 289.

[2]) Ebendas. Kap. 4.

Gefördert wurde Bismarcks Umstimmung gegen Österreich kaum ein Jahr nach seiner Ernennung für Frankfurt durch seine außerordentliche Mission an das kaiserliche Hoflager im Sommer 1852. Nach seiner eigenen Darstellung hatte sie keinen Erfolg und hinterließ in ihm das Gefühl, „durch sein Auftreten in Frankfurt persona ingrata in Wien geworden zu sein". Derartige Wahrnehmungen sind für die menschliche Eigenliebe immer empfindlich; von einem so kräftigen Hasser wie Bismarck dürfen wir überzeugt sein, daß die damalige Zurückhaltung des Wiener Hofes einen dauerhaften Groll in ihm hinterlassen hat. Nach außen zeigte sich die Nachwirkung dieser Episode in Bismarcks wiederholt geäußerter Abneigung, den ihm von Friedrich Wilhelm IV. zugedachten Gesandtenposten in Wien zu übernehmen. Sehr bezeichnend ist auch seine fieberhafte Erregung während des italienischen Krieges bei dem Gedanken, daß Preußen mit Österreich gemeinsame Sache machen könnte; die bloße Vorstellung versetzt ihn in eine Stimmung weltschmerzlicher Entsagung, der er in einem Briefe an Frau v. Bismarck vom 2. Juli 1859 klassischen Ausdruck gibt.

Daß die schonende Behandlung Österreichs im Prager Frieden noch keine Wandlung in Bismarcks Stimmung bedeutete, habe ich oben eingehend dargelegt, wenn auch sein Verlangen nach Genugtuung durch den Verlauf des Feldzuges befriedigt sein konnte. Einer Annäherung von Bismarcks Seite stand aber schon die Berufung des Grafen Beust zur Leitung der Wiener Politik im Wege [1]). „Mit Beust war nichts anzufangen," äußerte Bismarck

[1]) G. u. E. Kap. 21, I.

am 9. März 1880 zu Busch. Beide Männer waren nicht bloß diplomatische Antipoden, sondern in jeder Hinsicht ausgeprägte Gegensätze. Erst mehrere Jahre nach dem französischen Kriege bahnt sich Bismarcks Aussöhnung mit Österreich an, und wieder läßt sich als stärkster Impuls ein ganz persönlicher Umstand feststellen: die ehrliche Bewunderung Andrassys für Bismarck. Zu den ungarischen Emigranten, zu denen Graf Andrassy gehörte, hatte Bismarck bekanntlich schon als Gesandter in Paris Beziehungen angeknüpft, die er auch später pflegte.

Es ist sicher kein Zufall, daß mit dieser Annäherung Bismarcks an Österreich eine Abkühlung seines freundschaftlichen Verhältnisses zu Rußland zeitlich zusammenfällt — auch sie nach Bismarcks eigener Schilderung eine Folge persönlicher Momente, nämlich der Eifersucht Gortschakows, eines Staatsmannes mehr vom Beustschen als vom Bismarckschen Schlage. Während Bismarcks Aufenthalt in Petersburg hatte sich Gortschakow als dessen diplomatischen Lehrmeister betrachtet und sah sich später ungern von seinem „Schüler" überflügelt. Ich komme damit auf Bismarcks Stellung zu Rußland, in der sich die Einwirkung persönlicher Erlebnisse fast noch deutlicher verfolgen läßt als in seinem Verhalten gegen Österreich.

Die Neigung, mit Rußland auf gutem Fuß zu stehen, ist vielleicht der einzige Zug an Bismarcks auswärtiger Politik, der den ihr eigenen Charakter souveräner Freiheit bisweilen vermissen läßt. Am 2. Mai 1857 hatte er dem General v. Gerlach geschrieben: „Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen

Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen ... es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient.“ Und am 11. desselben Monats: „Ich habe auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet, ich bin preußisch und mein Ideal für auswärtige Politiker ist die Vorurteilsfreiheit, die Unabhängigkeit der Entschließungen von den Eindrücken der Abneigung oder Vorliebe für fremde Staaten und deren Regenten.“ Nach diesen Worten hat er auch stets gehandelt; wenn je einen Staatsmann, so hat Bismarck ausschließlich das Interesse seines Landes geleitet, wie er es verstand. Davon ist er auch Rußland gegenüber nicht abgewichen; wohl aber darf man sagen, daß sein Urteil nach dieser Seite hin durch eine festgewurzelte Voreingenommenheit zu Rußlands Gunsten getrübt erscheint, also trotz jenes Ausspruchs durch eine unverkennbare Sympathie, mochte sie auch nicht in sein Bewußtsein treten. Daß zwischen Rußland und Preußen-Deutschland keine sachlichen Interessengegensätze beständen noch entstehen könnten, ist vielleicht das einzige Dogma, das sich in Bismarcks politischem Glaubensbekenntnis findet, dem im übrigen die Ablehnung jedes Dogmas eigentümlich ist. Die einmal von ihm gewonnene und trotz späterer Enttäuschungen nie mehr preisgegebene Vorstellung von unserem Verhältnis zu Rußland nähert sich in manchen Wendungen einer fixen Idee. Schillers Wort: „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“, scheint nach Bismarcks Überzeugung für unsere russischen Nachbarn nicht gegolten zu haben.

Wie war diese Befangenheit in ihm entstanden?

Freundschaftliche Gefühle für Rußland wie für Österreich gehörten seit den Napoleonischen Kriegen zur politischen Ausstattung des preußischen Konservativen. Die einstige Waffenbrüderschaft war durch die Heilige Allianz besiegelt und auf alle Gebiete der Politik übertragen. An Österreich fand preußischer Patriotismus manches auszusetzen: die Verschwägerung mit Bonaparte, die Rivalität in der Leitung des Deutschen Bundes, unfreundliche Erinnerungen, die bis zum Großen Kurfürsten hinaufreichten. Für Rußland empfand man wärmer, vollends seitdem eine preußische Königstochter dem ritterlichen Zaren Nikolaus vermählt war. Als während des Krimkrieges vielverzweigte Anstrengungen gemacht wurden, um Preußen zu bewaffnetem Anschluß an die Westmächte zu bewegen, behielten die wenigen russenfreundlichen Berater Friedrich Wilhelms IV. nur deshalb die Oberhand, weil sie aus voller Überzeugung eine preußische Kriegserklärung an Rußland als Abfall und Untreue hinstellten. Den Kausalzusammenhang zwischen Preußens damaliger Politik und Rußlands wohlwollender Neutralität in den Jahren 1866 und 1870 konnten 1854 weder der König noch seine Ratgeber voraussehen.

Zu den Ratgebern gehörte während jener wichtigen Phase an bevorzugter Stelle auch Bismarck. Seine damalige Haltung erwarb ihm zuerst das Wohlwollen des russischen Thronfolgers und nachmaligen Kaisers Alexander [1]). Mit welcher Auszeichnung der russische Hof Bismarck während seiner Petersburger Amtsführung behandelte, ist bekannt; Bismarcks Privatbriefe sind voll von

[1]) G. u. E. Kap. 21, S. 54.

sprechenden Beweisen dafür. Daß die Kaiserin-Mutter dem tapferen Verteidiger preußischer Kronrechte, dem Vertrauten ihrer Brüder ein weit über die übliche Höflichkeit hinausgehendes Wohlwollen bezeigte, war natürlich. Die außergewöhnliche Stellung, die ihm die maßgebenden Kreise einräumten, wird am deutlichsten durch seine Bemerkung gekennzeichnet, daß er in Petersburg mit einem Vertrauen beehrt wurde, welches er fremden Diplomaten in Berlin zu gewähren für bedenklich gehalten haben würde [1]). Hier erlebte Bismarck das Gegenteil seiner Erfahrungen in Frankfurt und Wien. Hatten sie seine Sympathien für Österreich in Gegnerschaft verwandelt, so befestigte sich in Petersburg seine Zuneigung für Rußland. Beiläufig ein Beweis dafür, daß anerkennende Behandlung von höchster Stelle auch Männer von nicht gewöhnlichem Selbstgefühl mit vielen Widerwärtigkeiten und Entbehrungen aussöhnt. Denn an solchen fehlte es in Bismarcks Privatleben gerade in Petersburg nicht; wie er denn erst nach lebhaftem Sträuben den ihm unwillkommenen Posten angetreten hatte [2]).

Vielleicht bestärkte ihn in seiner Vorliebe für Rußland und alles Russische sein ausgeprägter Widerspruchsgeist. Von Bismarcks erstem parlamentarischen Auftreten an betrachtete ihn der westeuropäische Liberalismus als seinen erklärten Gegner. Man lese die launige Schilderung seines Eindrucks auf den Prinz-Gemahl Albert im achten Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen". Und ebenso wie der märkische Junker erschien diesem konstitutionellen

[1]) G. u. E. Kap. 6.
[2]) Ebendas. Kap. 19.

Liberalismus das russische Reich als eine kulturfeindliche Macht. Er sah in ihm kein ebenbürtiges Glied der europäischen Staatenfamilie, sondern ein mit Blut gekittetes Konglomerat asiatischer Horden, ohne die Mühe auf sich zu nehmen, die mit der Aneignung wirklicher Kenntnisse von russischen Zuständen verbunden war und ist. Von Bismarcks intimer Gegnerin, der Kaiserin Augusta, trennte ihn nicht am wenigsten ihre eingewurzelte Abneigung gegen Rußland, die er vermöge seiner ebenso starken Zuneigung „psychologisch schwer zu erklären fand" [1]). Seine Versuche, der ihm unverständlichen Sinnesrichtung der Fürstin beizukommen, zeigen ihn in diesem Punkt befangener als sie. Er greift zu der Hypothese eines inneren Gegensatzes der Prinzessin zu ihrer russischen Mutter und zu der „präpotenten Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus" [2]). In der Tat besteht das Rätsel, um dessen Lösung er sich bemüht; nur für Bismarcks russophile Denkungsart. Der unbeteiligte Betrachter findet nichts Auffallendes darin, daß sich die weimarische Fürstentochter von den alten Kulturländern des westlichen Europa stärker angezogen fühlte als von der rohen Kraft des nordischen Reiches, dessen innere Zustände Kennern als Fäulnis vor der Reife erschienen. Nicht „trotz Goethe, Schiller und allen anderen Größen in den elysäischen Gefilden von Weimar", wie Bismarck meinte, sondern wegen ihres Wirkens standen dort Franzosen und Engländer in hohem Ansehen. Denn unsere Weimarer Heroen hatten freilich eine geistige Kultur geschaffen, die es getrost mit derjenigen Frankreichs

---

[1]) G. u. E. Kap. 6.

[2]) Ebendas.

und Englands aufnehmen konnte. Sie wußten aber selbst am besten, wie mannigfache Anregung und Anleitung sie französischen und englischen Vorbildern verdankten, während wir vergeblich nach befruchtenden russischen Keimen in ihren Werken suchen würden.

Vorurteilen Trotz zu bieten, hatte Bismarcks unabhängigen Geist von jeher gereizt. So oft er sich dem Strom der öffentlichen Meinung entgegenstemmen konnte, befriedigte er gleichzeitig sein aristokratisches Absonderungsbedürfnis und den unbezwinglichen Drang des genialen Menschen nach geistiger Muskelspannung. Je hochmütiger der Bildungsphilister — auch der befrackte und besternte wie Bunsen [1]) — auf das „Moskowitertum" herabsah, umso stärker mochte sich Bismarck zu diesem hingezogen fühlen.

Und noch eine tieferdringende Erklärung läßt sein Verhalten gegen Rußland zu. Unter den führenden Männern der Geschichte unterscheiden wir Vollender einer zur Rüste gehenden und Bahnbrecher einer neuen Epoche. Zu diesen zählen wir Bismarck. Ihr Angesicht ist der Vergangenheit abgewendet und der Zukunft zugekehrt. Rußland als jüngste Großmacht außer Preußen interessierte und beschäftigte Bismarck in höherem Grade als die alten europäischen Kulturstaaten, deren Entwicklung ihm in leidlich bestimmten Umrissen vor Augen stand, während sich Rußlands Werdegang in ebenso unabsehbare Fernen verlor wie seine räumliche Ausdehnung im Osten. Hier lag ein „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" in unserer nächsten Nachbarschaft. Hier gärten unverbrauchte und scheinbar unerschöpfliche Kräfte, hier lagerten — im eigent-

[1]) G. u. E. Kap. 5.

lichen und uneigentlichen Sinne — mächtige Bodenschätze, die nur der Hebung und Ausprägung harrten, während die überlieferten Werte des westlichen Europa längst in tausend Werkstätten zu laufender Münze abgeschliffen waren.

Kein Zweifel: wenn Gleichartiges von Gleichartigem angezogen wird, so mußten die russische Steppe und ihre Bewohner, die Natur des Landes wie des Volkes einen bärenhaften Mann wie Bismarck stärker fesseln als die ausgearbeiteten und vielfach ausgehöhlten Formen westeuropäischer Zivilisation. Nicht auf sich wirken zu lassen, sondern bestimmend zu wirken, war ihm ein oberstes Bedürfnis. Die Alpenwelt bedrückte ihn, weil sie den größten Menschen dem kleinsten gleich macht. Aus einer verwandten Ursache stießen England und die Engländer Bismarck ab oder ließen ihn wenigstens kalt. Seine ursprüngliche Vorliebe für ihre Literatur und ihre Geschichte erntete bei dem sprichwörtlichen englischen Hochmut keinen Dank; und auch auf politischem Gebiet hatte er später dem mächtigen Albion nichts zu bringen, weder als Freund noch als Feind. „Ich habe, was das Ausland anbelangt," schrieb er dem General v. Gerlach am 11. Mai 1857, „in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen." Ganz anders wirkte auf ihn das lebhafte Nachbarvolk an unserer Westgrenze. Land und Leute waren ihm interessant und vertraut; die gefälligen Seiten des französischen Charakters bestrickten ihn, ohne ihm das für sein Wohlbefinden unentbehrliche Gefühl der Überlegenheit zu rauben. Darum haben ihn auch die Franzosen nicht nachhaltig gehaßt. Ihre Emp-

findungen gegen ihn ähneln denen einer betrogenen Schönen gegen ihren Verführer: ihr Zorn ist groß, aber nicht größer als ihre Bewunderung.

V.

Bis 1875 hat Bismarcks Freundschaft für Rußland keine, wenigstens keine äußerlich wahrnehmbare Trübung erfahren. 1875 entstand die erste Mißhelligkeit aus Rußlands Intervention zu Frankreichs Gunsten. Die Geschichte der damaligen Vorgänge ist noch nicht geschrieben. Nach Bismarcks Darstellung fanden seine alten Gegner in Westeuropa und sein neuer Nebenbuhler, Fürst Gortschakow, in unverbindlichen Äußerungen Moltkes und des Gesandten v. Radowitz gegenüber dem französischen Botschafter am Berliner Hofe willkommenen Stoff, um unser junges Reich schwarzer Pläne gegen Frankreich zu bezichtigen und sich mit Hilfe dieser wohlfeilen Unterstellung einem staunenden Publikum als uneigennützige Beschützer der verfolgten Unschuld und als europäische Friedenswächter zu insinuieren. Es ist möglich, daß Gortschakow an die Wirklichkeit der kriegerischen Absichten Bismarcks glaubte, aber sicher, daß er nicht bloß aus selbstloser Friedensliebe gegen ihn vorging. Er lauerte wohl längst auf einen günstigen Moment, um seinen ehemaligen Schüler seine vermeintliche Meisterschaft fühlen zu lassen. Der hervorstechendste Charakterzug dieses Russen war Eitelkeit; somit waren schon Bismarcks diplomatische Erfolge an sich empfindlich für seine Eigenliebe. Er mochte sich aber auch persönlich von Bismarck getäuscht fühlen, der klug genug gewesen war, sich während seiner Petersburger Jahre mit dem russischen

Minister auf guten Fuß zu stellen, aber ebenfalls klug genug, ihn nicht in seine eigenen Pläne einzuweihen, von denen Bismarck selbst nicht wußte, ob ihm ihre Ausführung vergönnt sein würde. Nach fünfzehn Jahren erfuhr er jetzt, daß auch die vorsichtigste Behandlung der geringeren Begabung den überragenden Verstand nicht vor ihrer Feindschaft zu schützen vermag. Was Schopenhauer von der Beschränktheit und Dummheit sagt, das gilt eben von jeder Inferiorität, die an sich noch lange nicht dumm sein muß: keine Güte, keine Milde kann sie mit überlegener Geisteskraft aussöhnen.

Seinen Zweck, auf dem europäischen Schachbrett eine Partie gegen Bismarck zu gewinnen, erreichte Gortschakow wenigstens scheinbar: der Friede blieb gewahrt und die Mehrzahl der Kabinette glaubten, daß er nur durch Rußlands Dazwischenkunft gewahrt wäre. Bismarcks Verhältnis zu Rußland hat seitdem die freundschaftliche Wärme nicht wieder erlangt, die es bis dahin durch zwanzig Jahre in guten und bösen Tagen behauptet hatte. Und es ist mehr als wahrscheinlich, daß ihn seine Verstimmung über die erlittene Scharte, mochte es auch nur eine scheinbare sein, zu dem einzigen handgreiflichen Fehler in seiner auswärtigen Politik verleitet hat, der auch für den Laien offenkundig hervortritt: zu der Übernahme eines Schiedsrichteramtes zwischen England und Rußland nach dem russisch-türkischen Kriege und zu der Art und Weise, in der er sich dieses Amtes entledigte. Sein erster und größter Fehler bestand darin, daß der damalige Kongreß in Berlin zusammentrat, der zweite, dann kaum noch zu vermeidende darin, daß Rußland unter Bismarcks Vorsitz überstimmt wurde. Der erste

Fehler war der entscheidende. Zwischen beiden Großmächten in einem kritischen Stadium zu vermitteln, konnte unserer Regierung füglich nur dann als lohnende Aufgabe erscheinen, wenn sie trotz der zugespitzten Situation einen Ausweg sah, auf dem es ihr gelingen könnte, beide Teile zufriedenzustellen und sich damit beide zu verpflichten. Von der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Gelingens hätten Bismarck die eigenen Erfahrungen von 1866 und 1870 überzeugen können. Was damals seine Staatskunst von Preußen und Deutschland abgewandt hatte: die Schmälerung des Siegespreises durch eine Intervention der Neutralen — das durfte er nun billigerweise nicht seinerseits den Russen zumuten. „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu." Bestand also auf einen Ausgleich des russisch-englischen Interessengegensatzes nur verschwindend wenig Aussicht, so mußten wir bei der Übernahme des Schiedsrichteramtes damit rechnen, daß wir es im besten Falle weder den Russen noch den Briten zu Dank machen würden; wenn nämlich beide Teile nachgaben und keiner von ihnen als Gewinner von der Partie erschien. Setzte dagegen eine der Mächte ihre Wünsche durch, so hatten wir es freilich nur mit der anderen Partei verdorben, mit ihr aber umso gründlicher. Denn die Erfahrung lehrt, daß sich in solchen Lagen der Groll des unterliegenden Teiles von dem glücklichen Gegner mit voller Stärke gegen den Vermittler wendet, und zwar umso nachhaltiger, wenn die begleitenden Umstände seinen Schiedspruch nicht bloß dem unvermeidlichen Vorwurf der Ungerechtigkeit aussetzen, sondern auch — gleichviel ob verdienter- oder unverdientermaßen — dem schlimmeren der Undankbarkeit.

Oder konnte diese Folge ausbleiben, wenn unter unserem Vortritt das unbeteiligte Europa dem uns befreundeten russischen Reich in dem Augenblick in den Arm fiel, als es ein seit Menschenaltern mit stiller Beharrlichkeit verfolgtes Ziel in blutigem Ringen erreicht zu haben meinte?

Es hieße an Bismarcks Scharfblick zweifeln, wollten wir annehmen, er hätte das alles nicht vorausgesehen. Seine Haltung erschiene trotzdem verständlich, wenn eine Ablehnung der ihm angetragenen Vermittlerrolle mit greifbaren Nachteilen für uns verknüpft gewesen wäre.

Daß die Einnahme von Konstantinopel zu einer englischen Kriegserklärung gegen Rußland führen mußte, daß dann auch Österreich und vielleicht noch andere Staaten zu den Waffen greifen würden, ließ sich mit Sicherheit annehmen. War es aber unseres Amtes, diese Eventualität zu verhindern? Nach Bismarcks erprobtem Rezept doch nur dann, wenn sie deutsche Interessen gefährdete. Die damalige Reibungsfläche zwischen Rußland, England, der Türkei und Österreich lag auf der Balkanhalbinsel, allenfalls noch im östlichen Becken des Mittelmeeres. Bismarck selbst hat deutsche Interessen von Belang in jenen Gebieten niemals anerkannt. Schweift unser Blick aber über sie hinaus auf die allgemeine Weltlage, so werden wir trotz aller Friedfertigkeit sagen dürfen, daß unserm jungen Reich keine günstigere Situation erwachsen konnte als ein Krieg zwischen unseren mächtigsten Rivalen, bei dem wir, sachlich unbeteiligt, mit dem besten Gewissen von der Welt den tertius gaudens spielen durften. Eine deutsche Politik von der berechnenden Selbstsucht der englischen hätte auf einen russisch-englischen Krieg im Anschluß

an den russisch-türkischen mit zäher Bosheit hingearbeitet, um in dessen letztem Stadium das deutsche Schwert nach eigenem Gutdünken und versteht sich um keinen geringen Einsatz in die Wagschale zu werfen. 1878 hatten außerdeutsche Entwicklungen ohne unser Zutun diese unvergleichlich günstige Chance für uns herausgeführt. Sie auszunutzen erheischte von unserer Staatsleitung nichts weiter als abwartende Passivität; dann war der Waffengang zwischen Bär und Walfisch unvermeidlich. Statt dessen nahm sie mit dem Amte des Schiedsrichters ein ausgiebiges Maß von Unbequemlichkeit und Arbeit auf sich, um denen, die es anging, einen Krieg zu ersparen und eine für Deutschland überaus vorteilhafte Komplikation abwenden zu helfen. Wir erreichten damit, daß England mit unserer Unterstützung ohne Schwertstreich Vorteile einheimste, die es vorher nicht um uns verdient hatte und uns nachher nicht gedankt hat, während Rußlands wertvolle Freundschaft für uns um den Preis eines englischen Gebietszuwachses geopfert wurde.

Wo liegt der Schlüssel zu diesem rätselhaften Verhalten unseres großen Staatsmannes? Wir fanden ihn bereits in Bismarcks Verstimmung über Gortschakows diplomatischen Scheinerfolg gegen ihn im Jahre 1875. Die überraschende Unfreundlichkeit der damaligen „Intervention" des russischen Reichskanzlers mußte auf Bismarck den Eindruck machen, daß in Petersburg eine diplomatische Kampagne gegen ihn vom Zaun gebrochen wurde; seitdem empfand er das Bedürfnis eines Gegenzuges. So betrachtet, mochte der Berliner Kongreß, dem Gortschakow beiwohnte und Bismarck vorsaß, für diesen eine persönliche Genugtuung enthalten. Fürst Gortschakow scheint

das wohl empfunden zu haben. Dafür spricht die „nörgelnde Mißbilligung“, die er demnächst auch entgegenkommenden Schritten der deutschen Reichsregierung zu teil werden ließ [1]); und noch bezeichnender für seine verdrießliche Stimmung ist sein Verhalten während des Kongresses. Obwohl in Berlin anwesend, blieb er solchen Sitzungen, die einen für Rußland ungünstigen Verlauf erwarten ließen, in ostentativer Weise fern, nämlich unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit, den er dann selbst geflissentlich entkräftete [2]). Allerdings hatte er gegen den ursprünglichen Wunsch des Zaren seine Teilnahme an dem Kongreß durchgesetzt, augenscheinlich aber nur, um von zwei drohenden Übeln das kleinere zu wählen. Denn mit der Einberufung des Kongresses entsprach Bismarck einem russischen „Wunsche, den Graf Peter Schuwalow nach Friedrichsruh überbrachte“ [3]). Graf Schuwalow war ein enthusiastischer Bewunderer des deutschen Reichskanzlers und setzte auf dessen Freundschaft für Rußland große Hoffnungen. Auf wie vertrautem Fuße beide Staatsmänner miteinander verkehrten, erhellt aus der Tatsache, daß Bismarck es wagen konnte, dem russischen Diplomaten mündlich und brieflich sein Befremden über die Politik des russischen Kanzlers auszusprechen. Nicht minder deutlich erhellt daraus wie aus Schuwalows Antwort („Gortschakow est un animal“), daß dieser zu Gortschakows Gegnern gehörte und daraus gegen Bismarck kein Hehl machte. Derselbe Graf Schuwalow wurde dann

---

[1]) G. u. E. Kap. 28, II.

[2]) Ebendas. Kap. 23, II.

[3]) Ebendas.

vom Zaren als Rußlands Vertreter zum Berliner Kongreß delegiert, der nach Bismarcks eigenem Zeugnis Schuwalows Werk war [1]). Grund genug für Gortschakow, diesem gefährlichen Nebenbuhler, dessen freundschaftliche Beziehungen zu Bismarck ihm schwerlich unbekannt waren, nicht das Feld zu überlassen, sondern auch seinerseits den Beratungen des Kongresses beizuwohnen; wenn nicht als russischer Bevollmächtigter, um so besser für ihn. Wurde es ihm doch dadurch ermöglicht, die undankbare Aufgabe des Überstimmtwerdens und des notgedrungenen Zurückweichens vor England dem Bevollmächtigten des Zaren zu überlassen. Lag wirklich in solcher doch nur halb freiwilligen Enthaltsamkeit Gortschakows „ein unwürdiger Egoismus auf Kosten seines Landes“? Auf jeden Fall markierte er dadurch seinen Standpunkt mit bestechender Folgerichtigkeit. An dem Lauf der Dinge würde sein Eingreifen schwerlich etwas Wesentliches geändert haben. Selbst wenn er Ursache gehabt hätte, sich größere diplomatische Erfolge zuzutrauen, als dem Grafen Schuwalow — was Bismarcks Meinung sicherlich nicht war —, würde doch dieser mögliche Vorsprung durch den Mangel der förmlichen Vollmacht, den seine Gegner nach Belieben gegen ihn ausspielen konnten, mehr als ausgeglichen sein. Wohl aber erreichte Gortschakow durch seine Zurückhaltung, daß tatsächlich Graf Schuwalow allein für die russischen Konzessionen verantwortlich gemacht wurde. „Mit der, wie es leider scheint, ernstlichen Ungnade des Grafen Schuwalow hat dessen Werk, der Berliner Kongreß, seine Verurteilung durch den Kaiser Alexander er-

---

[1]) G. u. E. Kap. 29, III.

fahren," schrieb Bismarck am 10. September 1879 an König Ludwig von Bayern[1]).

Zur Erklärung der unleugbaren Schätzungsfehler in Bismarcks damaligem Vorgehen genügt dem Psychologen die Tatsache eines Antagonismus zwischen Bismarck und Gortschakow seit der Mitte der siebziger Jahre, die in Bismarcks Memoiren an mehr als einer Stelle bezeugt wird. Der Zorn ist ein schlechter Ratgeber und war es auch hier. Wer unseren Helden darum kleinlich schilt, den kann Shakespeare eines Besseren belehren. Wie sagt doch Hamlet:

> Wahrhaft groß sein heißt
> Nicht ohne großen Gegenstand sich regen,
> Doch einen Strohhalm selber groß verteid'gen,
> Wenn Ehre auf dem Spiel.

Für den Politiker ist indessen die Ausbeute der Betrachtung jener schicksalsvollen Tage hiermit nicht erschöpft. Der ungebührliche Anteil persönlicher Stimmungen an den Beziehungen großer Reiche ist für ihn nichts Neues. Außer den schädlichen Folgen der Eifersucht Gortschakows erwähnt Bismarck selbst wiederholt die russenfeindliche Haltung des Wiener Kabinetts in den fünfziger Jahren, als das Ergebnis einer Kränkung der Eitelkeit des Grafen Buol durch Kaiser Nikolaus[2]). An solchen documents humains ist die Geschichte aller Zeiten reich genug. Der unmerkliche Einfluß des Verhältnisses zwischen Gortschakow, Schuwalow und Bismarck auf den Verlauf des Berliner Kongresses gehört in dieses Kapitel.

---

[1]) G. u. E. Kap. 29, III.

[2]) Ebendas. Kap. 17, V; Kap. 29, VII; Kap. 30.

Merkwürdiger ist Bismarcks Verzicht auf jede Verwertung der außereuropäischen Reibungsflächen zwischen Rußland und England. Sie existierten schon damals im chinesischen Meer und in Afghanistan, in Persien und in Abessinien. Scheuen wir uns nicht, es auszusprechen: Bismarck sah im wesentlichen nur Europa. Wo er genötigt ist, über unseren Erdteil hinaus zu operieren, verliert er die gewohnte Sicherheit. Anschauung war das Element, in dem er lebte und webte. Weil er die überseeischen Länder nicht aus eigener Anschauung kannte, gewann er zu ihnen kein lebendiges Verhältnis. An dieser Stelle gewahren wir aufs neue die Bedingtheit und Beschränktheit menschlicher Kräfte. Auch die bedeutendsten Männer bleiben Kinder ihres Zeitalters. Noch im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts konnte dessen größter Staatsmann Betrachtungen über Rußlands zukünftige Politik veröffentlichen, in denen Ostasien nicht erwähnt wird[1]). Sechs Jahre später tobte der russisch-japanische Krieg.

VI.

Dem Kenner der Bismarckschen Schreibweise verrät sich in dem angeführten Brief an König Ludwig von Bayern ein deutliches Abrücken des Verfassers von dem Berliner Kongreß, dessen Beratungen er geleitet hatte. Er spricht von Graf Schuwalows Mißerfolg in Petersburg und nennt den Kongreß „dessen Werk“. Noch sichtbarer wird dasselbe Bestreben in den „Gedanken und Erinnerungen“, wo Bismarck an zwei Stellen betont, er hätte mit der Einberufung des Kongresses einem „Wunsche“

---

[1]) G. u. E. Kap. 30.

oder einem „Verlangen" Schuwalows entsprochen, und hinzufügt, er wäre damals krank gewesen [1]).

Mit solchem Beiwerk versah er keine Phasen seiner Laufbahn, auf die er Ursache hatte stolz zu sein. Mit der Krankheit hatte es seine Richtigkeit; er litt an Gürtelrose oder an deren Folgen [2]). Das Übel hinderte ihn nicht, die Verhandlungen des Kongresses nach dem Urteil des Fürsten Hohenlohe anfänglich mit „großem Geschick" zu leiten; indessen machte es ihn bald ungeduldig und veranlaßte ihn zu einer beschleunigten und etwas oberflächlichen Geschäftsbehandlung [3]). Fürst Hohenlohes Tagebuch erzählt auch mit voller Unbefangenheit von der merkwürdigen Rolle des bekannten Timesberichterstatters Oppert alias v. Blowitz hinter den Kulissen des Kongresses [4]). Man gewinnt den Eindruck, daß dieser gewiegte Journalist seine Pariser Bekanntschaft mit dem Fürsten Hohenlohe raffiniert verwertet und nicht bloß ihn, sondern durch Hohenlohe auch Bismarck zu Gunsten Englands gründlich hinters Licht geführt hat — selbstverständlich in engster Fühlung mit Beaconsfield-Disraeli, der England auf dem Kongresse vertrat. Man staunt, wenn unser Pariser Botschafter allen Ernstes vermerkt: „Blowitz meinte, es sei sehr gut, wenn man die Engländer zufrieden stellte," und weiter: „Ich notierte das alles und gab es bei Bismarck ab. Als ich ihn dann vor der Sitzung sprach, meinte er, es werde wohl seine Richtigkeit haben. Auch Schuwalow ist der Meinung." Ob wirklich einer von diesen drei Diplomaten

---

[1]) G. u. E. Kap. 26, IV; Kap. 28, II.
[2]) Ebendas. Kap. 26, IV.
[3]) Denkwürdigkeiten des F. Hohenlohe-Sch. Bd. II, S. 233.
[4]) Ebendas. S. 237.

geglaubt hat, der Vertreter der Times verhandelte mit ihnen ohne Instruktion des englischen Kongreßbevollmächtigten? War dem aber so, welchen Wert behielten dann die Sentiments des Herrn v. Blowitz? In einer Anmerkung znm 28. Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen" erzählt Bismarck selbst, er habe gelegentlich des Kongresses Herrn „Oppert aus Blowitz in Böhmen" auf den Wunsch Beaconsfields den Kronenorden verschafft, allerdings die dritte Klasse, die von jenem entrüstet zurückgewiesen worden sei. Mir scheint die Vermutung erlaubt, daß Herr Oppert diesen sanften Schlag mit der Löwenpranke weniger dem verschmähten Orden verdankte, als der nachträglichen Empfindung Bismarcks, daß ihn der schlaue Reporter düpiert hatte. Wir besitzen Bismarcks eigenes Zeugnis dafür, daß er sich im Jahre 1878 über den Erfolg seiner vermittelnden Tätigkeit einer verhängnisvollen Täuschung hingegeben hatte. Als er am 10. September 1879 den obenerwähnten Brief an den König von Bayern richtete, waren fünf Vierteljahre seit dem Berliner Kongreß vergangen. Am 12. August 1878 hatte er demselben Monarchen aus Kissingen geschrieben: „Durch den Kongreß ist die Politik einstweilen zum Abschluß gebracht, deren Angemessenheit für Deutschland Eure Majestät in huldreichen Schreiben anzuerkennen geruhten. Der eigene Frieden blieb gewahrt, die Gefahr eines Bruches zwischen Österreich und Rußland ist beseitigt, und unsere Beziehungen zu beiden befreundeten Nachbarreichen sind erhalten und befestigt." Bald genug erfuhr er indessen, wie es um die „Befestigung" unserer Beziehungen zu Rußland in Wahrheit bestellt war und welchen gefährlichen Sturm er in der selbstgewählten Rolle

eines „ehrlichen Maklers" heraufbeschworen hatte. Zunächst belehrte ihn „die leidenschaftliche Bitterkeit der Sprache aller russischen Organe, die durch die Zensur autorisierte Verhetzung der russischen Volksstimmung gegen uns". Ein eigenhändiges Schreiben des Zaren an Kaiser Wilhelm im August des Jahres 1879 gab dann dieser russischen Verstimmung „in scharfen und unzweideutigen Worten" Ausdruck. Es „enthielt an zwei Stellen bestimmte Kriegsdrohungen in der Form, die völkerrechtlich üblich ist". „Angesichts der Haltung der russischen Presse, der steigenden Erregtheit der großen Massen des Volkes, der Truppenanhäufung unmittelbar längs der preußischen Grenzen wäre es leichtfertig gewesen, den Ernst der Situation und der kaiserlichen Drohung zu bezweifeln" [1]).

Noch einmal wie in Nikolsburg stießen die Meinungen Kaiser Wilhelms und Bismarcks hart aufeinander. Getreu der Überlieferung seines Hauses betrachtete der greise Herrscher sein Verhältnis zum russischen Hofe als eine persönliche Angelegenheit. Der Zorn seines Neffen Alexander bekümmerte ihn mehr, als daß er ihn verletzt hätte. Gegen den Rat seines Kanzlers traf er in Alexandrowo mit dem Zaren zusammen, um nach Bismarcks Ausdruck „die schriftlichen Drohungen seines Neffen mündlich begütigend zu beantworten". Und wiederum bedeutete dieser Schritt für Bismarck die bittere Erfahrung, daß sein Einfluß auf seinen kaiserlichen Herrn in einer politischen Angelegenheit ersten Ranges durch unverantwortliche militärische Einflüsse erfolgreich durchkreuzt war. Mit der Zusammenkunft von Alexandrowo befolgte Kaiser Wilhelm einen Rat seines

---

[1]) G. u. E. Kap. 28, II.

Generaladjutanten, des Feldmarschalls v. Manteuffel. In den „Gedanken und Erinnerungen“ gedenkt Bismarck dieses Umstandes nur beiläufig und — nach beinahe zwanzig Jahren — mit leidlicher Gelassenheit, wenn auch nicht ohne die Bemerkung, daß der Entschluß des Kaisers Bismarcks Gefühl und seinem Urteil über das, was not tue, widerstrebt hätte. Aber im Jahre 1879 dünkte ihn das Erlebnis wichtig genug, um einen so gefährlichen Günstling seines Herrn für immer aus dessen Umgebung zu entfernen, wäre es auch um einen hohen Preis. Am 3. September 1879 ging Kaiser Wilhelm nach Alexandrowo, und vier Wochen später ging Edwin Manteuffel als erster Statthalter von Elsaß-Lothringen in die Verbannung nach Straßburg, wo er die hoffnungsvollen Erstlinge einer siebenjährigen staatsmännischen Wirksamkeit des Oberpräsidenten v. Möller durch ein von persönlicher Eitelkeit diktiertes Regiment der Schwäche nahezu vollständig zerstörte. Aber das Raubtier war in einem vergoldeten Käfig in Sicherheit gebracht; der Schaden, den es in den Reichslanden anrichtete, schien Bismarck immerhin erträglicher, als eine unheilvolle Beeinflussung der Entschließungen des Kaisers. Manteuffel hatte schon 1857 Bismarcks Verhältnis zu dem damaligen Prinzen von Preußen mit argwöhnischen Augen beobachtet und sich am 19. Oktober durch die Verlautbarung seines Argwohns eine deutliche Abfertigung von Bismarcks Seite zugezogen[1]). Am 4. Juni 1865 bat er den Kriegsminister v. Roon, Bismarck „zu überwachen“, dessen „heißspornige Blut“ Manteuffel fürchtete. Als Oberbefehlshaber des Okkupationsheeres in Frank-

[1]) G. u. E. Kap. 9, I.

reich entblödete er sich später nicht, in Briefen an den Präsidenten der französischen Republik Bismarcks schädlichen Einfluß auf Kaiser Wilhelm zu beklagen, um 1874 mit vollendeter Doppelzüngigkeit dem Staatssekretär v. Bülow zur Weitergabe an Bismarck zu erzählen, Graf Harry Arnim hätte in Paris schon während der Okkupationszeit gegen Bismarck konspiriert und ihn, Manteuffel, 1873 in dieser Beziehung sondieren wollen.

Manteuffels Verpflanzung an die Reichsgrenze war für Bismarck die nächstliegende Folgerung, die er nach der persönlichen Seite hin aus der Kaiserbegegnung in Alexandrowo zu ziehen hatte. Eine Quelle künftiger Konflikte war damit abgegraben, den politischen Forderungen des Augenblicks aber keineswegs genügt. Nach allem, was seit dem Berliner Kongreß in Rußland vorgegangen war, hatte der Brief des Zaren an Kaiser Wilhelm auf Bismarck zwar immer noch überraschend gewirkt, allein doch nur wie ein Scheinwerfer, der die Kriegsgefahr an unserer Ostgrenze in tagheller Beleuchtung zeigte. Mochte dann auch die Begegnung der beiden Herrscher persönliche Mißverständnisse beseitigt haben, so war doch ein seit mehr als Jahresfrist angesammelter Zündstoff damit nicht aus der Welt geschafft.

Der cauchemar des coalitions, den Graf Peter Schuwalow 1877 aus Bismarcks Äußerungen heraushörte, schien jetzt leibhaftig zu werden. Auch war es nicht die Art dieses Mannes, am hellen Tage Gespenster zu sehen. Der Alp auf seiner Brust bedeutete in Wahrheit nichts anderes, als eine natürliche Regung seines politischen Gewissens. Deutlicher als seine Freunde und Gegner erkannte er den gewaltigen Vorsprung, den Deutschland

binnen wenigen Jahren den benachbarten Großmächten abgewonnen hatte. Ihm graute vor der Götter Neide, und in der Tat bedurfte es zu solchem Grauen keines Aberglaubens. Bismarcks Meisterschaft in der Hinhaltung der neutralen Staaten während des dänischen, des böhmischen und des französischen Feldzuges war durch die verblüffende Schnelligkeit und den Glanz der preußischen Waffenerfolge auf das wirksamste unterstützt worden. Auch überzeugte Bewunderer seiner staatsmännischen Größe müssen insofern anerkennen, daß ihn das Glück in seltenem Maße begünstigt hatte. Unter diesem oft mißbrauchten Wort verstehe ich solche Faktoren des Erfolges, die dem eigenen Einfluß entzogen sind. Und gleichviel, welchen Anteil an den Ereignissen wir Bismarcks Genius und welchen seinem Glück auf Rechnung setzen: das Gesamtergebnis blieb erstaunlich und wohl geeignet, nicht bloß unsere Gegner zu alarmieren, sondern auch die Mißgunst neutraler Regierungen gegen uns zu erregen. Darüber täuschte sich niemand weniger als Bismarck. Wie er den Wert der Errungenschaften seiner Politik am genauesten kannte, so empfand er auch am deutlichsten, wie ungern uns ihre ungestörte Ausnutzung und ihre dauernde Behauptung gegönnt wurde. In diesem Sinne spricht er einmal von „den feindlichen Elementen und den mißgünstigen unehrlichen Freunden, die uns an keinem Hofe fehlten“ [1]); ja an einer anderen Stelle will er es nur von „wenigen Ländern“ gelten lassen, daß sie „nach ihrer geographischen Lage und ihrem politischen Bedürfnis keinen Grund haben, antideutsche Politik zu treiben“ [2]).

[1]) G. u. E. Kap. 23, II.

[2]) Ebendas. Kap. 22.

Den meisten außerdeutschen Staaten — mag er auch nur an Europa gedacht haben — gesteht er also zu, daß sie nach ihrer geographischen Lage und ihrem politischen Bedürfnis Grund haben, uns entgegen zu arbeiten. Wir dürfen überzeugt sein, daß jedes Wort in diesem erstaunlichen Satze genau erwogen worden ist. Von seiner Richtigkeit werden wir uns weiter unten des näheren überzeugen.

Bismarck hatte vollkommen recht, wenn er unter diesen Umständen seine rastlose Ausschau nach feindlichen Koalitionen in dem erwähnten Gespräch mit dem Grafen Schuwalow unvermeidlich — nécessaire — nannte. Zwei Großmächte waren während seiner Amtsführung von Preußen und seinen deutschen Verbündeten in blutigen Kriegen besiegt worden; andere sympathisierten mit den Besiegten oder glaubten sich selbst durch Bismarck benachteiligt. Es gehörte kein besonderes Ungeschick auf Preußens Seite dazu, um zur Beschneidung seines ungebührlichen Machtzuwachses nach Bismarcks Ausdruck eine „lebensgefährliche“ Übermacht gegen sich auf die Beine zu bringen. Ein geringes Maß von Unachtsamkeit konnte diese Folge haben. Die schweren Erfahrungen Friedrichs des Großen standen Bismarck warnend vor Augen.

Augenblicklich drohte die größte Gefahr von Rußland. Um ihr die Spitze zu bieten, sah sich Bismarck vergeblich nach zuverlässigen Freunden um. Die einzigen Großmächte, denen seine Politik in den Jahren 1866 und 1870 Gewinn gebracht hatte, waren Italien, dem Venetien und der Kirchenstaat zugefallen waren, und Rußland wegen des Schwarzen Meeres. Allein in Italien überwogen noch immer französische Sympathien, und die Russen betrachteten sich, wenn sie

Rechnung und Gegenrechnung verglichen, nicht nur nicht in Deutschlands Schuld, sondern als Deutschlands verdienteste, aber mit schnödem Undank belohnte Wohltäter. Tatsächlich gehörte das Petersburger Kabinett nach Bismarcks Überzeugung zu den europäischen Wetterwinkeln, in denen die Ergebnisse des deutsch-französischen Krieges einen bedrohlichen Luftdruck erzeugt hatten. „Rußland und Italien sind die einzigen friedensfeindlichen Mächte," äußerte er am 22. März 1880 zu Moritz Busch. In einem Brief an unseren Botschafter in Wien vom 28. Januar 1880 hatte er dieselbe Beobachtung eingehend erläutert. Es traf sich also übel genug für uns, daß gerade die beiden Staaten, die aus unseren Siegen Nutzen gezogen hatten, bei der Umschau nach Bundesgenossen für uns ausschieden, ja daß der mächtigste von ihnen durch seine drohende Haltung gegen Deutschland eben diese Umschau zur dringendsten Forderung des Augenblicks erhob.

Wenn sich Bismarck an die nächste Ursache der russischen Feindschaft hielt, so wies ihn der Berliner Kongreß ohne weiteres auf ein Bündnis mit England. Das Londoner Kabinett hätte nur Gleiches mit Gleichem vergolten, wenn es unserer Regierung seinen diplomatischen Beistand zur Abwendung eines russischen Angriffs gewährt hätte, deren uneigennütziger Vermittelung England den unblutigen Erwerb der Insel Zypern in erster Linie verdankte. Auch ohne solche naheliegende Erkenntlichkeit schien der eigene Vorteil dem britischen Reich ein Bündnis mit Deutschland gegen Rußland anzuraten. Zwischen ihm und Rußland bestanden alte Gegensätze; die Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland war dagegen eine neue Erscheinung am politischen Himmel. Ob

sie von Bestand sein würde, war nicht vorauszusehen; vielleicht verflog sie so schnell wie sie entstanden war. Um so mehr lag es in Englands Interesse, die unverhoffte Konjunktur nach Kräften auszunutzen und einem Annäherungsversuch unseres waffenmächtigen Reiches auf halbem Wege entgegenzukommen. Das war dann die Politik des älteren Pitt, bei der sich sein Land nicht schlecht gestanden hatte.

Eben diese Parallele aber wird Bismarck von Verhandlungen mit England abgehalten haben. Friedrich II. hatte es sattsam erfahren, wie bescheiden sich Preußens Gewinn aus dem englischen Bündnis neben dem des Inselreiches ausnahm; in der zweiten Hälfte seiner Regierung galt ihm England nicht mehr als bündniswürdig. Davon hat Bismarck oft gesprochen. An den geschichtlichen Rückblick knüpfte er wohl den Hinweis auf bekannte Schwächen der englischen Heeresverfassung und auf die Bedingtheit britischer Zusagen als Folge des parlamentarischen Systems. In der Tat gehört die neuerdings hervortretende Stetigkeit der auswärtigen Politik in England und ihre relative Unabhängigkeit von dem Wechsel der Kabinette erst den letzten Jahrzehnten an. In frischer Erinnerung war außerdem die wenig zurückhaltende Bekundung englischer Sympathien für Frankreich während der deutschen Invasion und ebenso nach Gortschakows diplomatischem Vorstoß im Jahre 1875.

Aus diesen, vielleicht auch noch aus anderen Gründen erschien Bismarck ein Übereinkommen mit England im Jahre 1879 nicht erstrebenswert. Nach seiner Stellungnahme in den Jahren 1854 und 1863 während des Krimkrieges und des polnischen Aufstandes konnte diese Zurück-

haltung nicht überraschen. Der Schritt aber, den er dann tatsächlich unternahm, sprach jeder Vermutung Hohn. Wer von uns Älteren erinnerte sich nicht noch des beispiellosen Aufsehens, als eines Tages der Telegraph die Kunde verbreitete, daß Bismarck, um ein förmliches Bündnis mit Österreich abzuschließen, in der österreichischen Hauptstadt weilte, wo ihn der Hof mit Auszeichnung und die Bevölkerung mit Jubel empfangen hatte? Ganz Deutschland stimmte in diesen Jubel ein. Längst besaß der eiserne Kanzler die Bewunderung aller. Aber in unsere Bewunderung seiner Erfolge über Österreich, unseren Waffengefährten von 1864, mischte sich etwas von Posas Empfindung gegen König Philipp:

> Sie haben recht: Sie müssen. Daß Sie können,
> Was Sie zu müssen eingesehen, hat mich
> Mit schauernder Bewunderung durchdrungen.

Die Aussöhnung mit Österreich benahm uns nicht nur diesen letzten Rest von Schauder: das Unmittelbare und Ursprüngliche seines Vorgehens, jene einzigartige Vereinigung von Kühnheit und Verstand zeigte Bismarck einmal wieder auf der Höhe seines Wesens. Kaum geschlossen erschien unser Bündnis mit Österreich so folgerecht und einleuchtend, als hätte es längst bestanden. Überwogen aber wurde dieser Eindruck durch die mächtige Wirkung der Unbefangenheit, mit der sich der Urheber des böhmischen Krieges in die Wiener Hofburg begab, um dem besiegten Gegner eine ehrliche Waffenbrüderschaft anzutragen. Auf diese Möglichkeit waren Gortschakow und Miljutin nicht verfallen; die Vorstellung, daß noch unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph ein öster=

reichisches Heer an der Seite eines preußisch-deutschen Heeres kämpfen könnte, hatte in ihren Berechnungen keinen Platz gefunden. An den festgefugten Mauern dieses Schutz- und Trutzbündnisses brach die hochgehende Woge panslawistischer Kriegsgelüste in sich zusammen; der weithin spritzende Gischt eines haßerfüllten Zeitungsfeldzugs bewies es.

Zwei Umstände konnten Bismarck zu dem Wagnis seiner Schritte bei dem Wiener Kabinett ermutigen. Die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten lag in den Händen des Grafen Andrassy, der seit langem die lebhafteste Sympathie für Bismarck hegte. Der zweite Faktor waren Rußlands unmotivierte Truppenaufstellungen an der Westgrenze des Reiches, die Österreich nicht minder unbequem sein mußten als uns. Bismarcks größte Sorge war, daß sich Rußland bereits mit Österreich verständigt hätte. Der dreiste, fast gebieterische Ton in den Kundgebungen der russischen Regierung und eine Reise des Grafen Andrassy nach Petersburg ließen es ihn für wahrscheinlich halten. Noch vor der Begegnung Kaiser Wilhelms mit dem Zaren in Alexandrowo traf Bismarck am 27. und 28. August in Gastein mit dem österreichischen Ministerpräsidenten zusammen. Von ihm erfuhr er, daß keine Vereinbarung mit Rußland vorläge, und schlug ihm nun ein Defensivbündnis Österreichs mit dem Deutschen Reiche vor. Andrassy ging sogleich darauf ein und erklärte sich sogar bereit, die von ihm nachgesuchte und vom Kaiser gewährte Demission aus seinen Ämtern — sein Nachfolger war bereits bestimmt — bis nach dem Abschluß des Bündnisses zu vertagen. Schon am 30. August gewann er für dasselbe in mündlichem Vortrag die Zustimmung seines Monarchen.

Dagegen stieß Bismarck bei Kaiser Wilhelm auf den entschiedensten Widerstand. Dieser ging auf Manteuffels Rat am 3. September nach Alexandrowo, wo er in offener Aussprache mit seinem Neffen Alexander aller Verstimmung zwischen ihnen ein Ende machte und auch mit den russischen Würdenträgern — Gortschakow war nicht zugegen — eingehende Unterredungen hatte. Die Monarchen schieden in bestem Einvernehmen, und unter dem Eindruck davon fand Kaiser Wilhelm ein Bündnis, dessen Spitze sich gegen Rußland kehrte, unvereinbar mit einem loyalen Verhalten gegen seinen Neffen auf dem russischen Thron. Bismarck vermochte dieses Bedenken seines Herrn, das in dessen geradem und ritterlichem Charakter wurzelte, umso schwerer zu überwinden, als ihm die Umstände einen mündlichen Vortrag bei dem Monarchen nicht ermöglichten und er sich auf den Weg eines höchst lebhaften und umfangreichen Schriftwechsels angewiesen fand. „Ich habe damals wohl tausend Seiten geschrieben, Tag und Nacht," erzählte er später [1]). Mit Hilfe der sehr geschickten Vermittlung des Grafen Stolberg-Wernigerode gelangte Bismarck schrittweise vorwärts. Aber noch im letzten Augenblick drohte das ganze Werk daran zu scheitern, daß Kaiser Wilhelm verlangte, der Bündnisvertrag müßte dem Zaren im Wortlaut mitgeteilt werden, während Graf Andrassy mit dieser Maßgabe auf jeden Vertrag verzichtete.

Wir dürfen gewiß sein, daß Bismarck die edlen Beweggründe seines kaiserlichen Herrn voll gewürdigt hat; berührten sie doch verwandte Seiten seines eigenen Charakters. Aber der Staatsnotwendigkeit mußte sich jedes

---

[1]) Busch, Tagebuchblätter II, S. 567.

menschliche Empfinden unterordnen, auch das königliche des Herrschers. Bismarck wußte, was auf dem Spiele stand, und zog die letzte Konsequenz: mit Zustimmung des Staatsministeriums stellte er die Kabinettsfrage. Der Kaiser lenkte ein; nach Bismarcks eigener Darstellung war er „von den politischen Argumenten nicht überzeugt worden, sondern erteilte das Versprechen, den Vertrag zu ratifizieren, nur aus Abneigung gegen einen Personenwechsel im Ministerium" [1]).

VII.

Unser Bündnis mit Österreich und seine Erweiterung zu dem mitteleuropäischen Dreibunde nach Italiens Beitritt im Jahre 1883 bilden den Schlußstein in der Reihe der diplomatischen Schöpfungen Bismarcks, mit denen er zuerst die Begründung des Deutschen Reiches und dann seinen Schutz gegen übermächtige Koalitionen bewerkstelligte. Nach dem Abgang des Fürsten Gortschakow gelang ihm noch ein großer Wurf: der Rückversicherungsvertrag mit Rußland schloß die letzte Lücke, die in dem Kreise der für uns erreichbaren Garantien gegen einen Angriffskrieg verblieben war. Bekanntlich hat er Bismarcks Amtsführung nur kurze Zeit überdauert. Auch ohne ihn bleibt die Veränderung der europäischen Lage, die sich an Bismarcks Wirken knüpft, eine so umfassende, daß wir bis auf Karl den Großen zurückgehen müssen, ehe wir ähnliche Umwälzungen, von einem einzelnen Manne hervorgebracht, finden. Seit der Hohenstaufenzeit, also durch sechs Jahrhunderte, war Deutschlands politische

---

[1]) G. u. E. Kap. 20, V.

Auflösung den europäischen Randvölkern zur Ursache und sicheren Bürgschaft ihres fortschreitenden Wachstums geworden. Spanien und Frankreich, England und die Niederlande, Rußland und Skandinavien, die Türkei und Italien — sie alle waren erstarkt an Deutschlands Schwäche. Die Umgestaltung oder vielmehr die Wiederherstellung Europas nach der napoleonischen Epoche hatte trotz der deutschen Großtaten in den Befreiungskriegen diesen Stand der Dinge aufs neue besiegelt. In allem anderen uneins, schienen die Mitglieder des Wiener Kongresses nur darin übereinzustimmen, daß die Entstehung eines starken deutschen Reiches um jeden Preis verhindert werden müßte. Die Zukunft lüftet auch vor geübten Diplomatenaugen nicht ihren Schleier. Napoleons Rückkehr von Elba sprengte den Kongreß für kurze Zeit auseinander und war doch nur das letzte Aufflammen eines Meteors. Mit größerem Recht hätte die Geburt des Herrenkindes in Schönhausen am 1. April des Kongreßjahres die Wiener Versammlung zum Abbruch ihrer mühevollen Beratungen und zur Preisgabe ihres kunstvollen Kartenbaues bestimmen dürfen, den fünfzig Jahre später der Genius dieses Herrenkindes über den Haufen werfen sollte. So aber errichteten sie unbekümmert den Deutschen Bund und pferchten die deutschen Staaten darin zusammen, daß weder sie noch der Bund sich frei zu bewegen vermochten. Jeder Versuch dazu bedrohte das polypenartige Gebilde von Großstaaten, Mittelstaaten und Kleinstaaten mit gefährlichen und schmerzhaften Verschlingungen, während sich das übrige Europa an dem lächerlichen Schauspiel ungefüger Kräfte weidete, die sich infolge ihrer zweckwidrigen Verbindung gegenseitig lähmten und mit ihren

ohnmächtigen Anstrengungen, ihre Lage zu verändern, je nach der Veranlagung des Betrachters dessen Mitleid oder Spott erregten.

„Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen.“ Der Mann, der am 12. Mai des Jahres 1859 diese Worte niederschrieb, mußte selbst der Chirurg werden, der die lebensgefährliche, aber rettende Operation vornahm. Nur die klare Einsicht in die Unmöglichkeit, das Gebrechen auf andere Weise zu heilen, verlieh ihm die nötige Festigkeit des Entschlusses zur Ausführung der Amputation, die Österreich von dem deutschen Staatskörper loslöste. Es gehörte in der Tat kein geringer Entschluß dazu, die deutsche Frage durch den deutschen Krieg zum Austrag zu bringen. Bismarck zog damit die letzte Konsequenz aus der Verfassung des Deutschen Bundes, mit der er sich in Frankfurt auf das gründlichste vertraut gemacht hatte. Nichts kennzeichnete sie besser, als die Zusammensetzung des Bundestages aus Gesandten der Bundesstaaten. In der so gearteten Verkörperung seiner obersten Gewalt erwies sich der Bund nicht als einen staatsrechtlichen, sondern als einen völkerrechtlichen Verband, dessen lockeres Gefüge Reibungen und blutige Zusammenstöße zwischen Bundesgliedern mehr begünstigte als hinderte. Daß diese auf diplomatische Beziehungen gegründete Bundesverfassung die Kraft besitzen sollte, Wiederholungen der ruhmreichen Kriege Preußens gegen Österreich im 18. Jahrhundert nunmehr für alle Zukunft auszuschließen, konnte einem Bismarck unmöglich einleuchten.

Der positive Gedanke an ihre Wiederholung war frei-

lich entlegen genug und alles andere als volkstümlich. Als König Wilhelm und Kaiser Franz Joseph im ersten Jahre der Bismarckschen Ministerschaft in Gastein zusammentrafen (2. August 1863), bestanden die friedlichen Beziehungen zwischen Preußen und Österreich ein volles Jahrhundert und ihr Bündnis ein halbes Jahrhundert. Mit der theoretischen Erkenntnis, daß die Bundesverfassung gegen Interessenkollisionen und Waffengänge zwischen einzelnen Bundesstaaten keine Sicherheit gewährte, war solchen Tatsachen gegenüber nicht viel gewonnen. Von der Möglichkeit eines chirurgischen Eingriffs bis zu seiner Anwendung ist noch ein weiter Schritt, der in den meisten Fällen unterbleibt. Bismarck hat die volle Schwere des Entschlusses durchgekostet. Er wußte, daß ein Krieg zwischen Preußen und Österreich weder hüben noch drüben volkstümlich war, er erwog die Größe des Wagnisses im Hinblick auf die Gefahr einer Einmischung anderer Großmächte — sie hatte Friedrich den Großen fast um sein Land gebracht — und er kannte vor allem die alte und beharrliche Abneigung seines Königs gegen diese Politik. Noch einmal bot er die Hand zu einer ehrlichen Verständigung mit Österreich. Das gemeinsame Vorgehen der beiden Großmächte gegen Dänemark hielt Europa in Schach und ließ sich vielversprechend an. Allein die Stunde kam, die ihr dauerndes Zusammenhalten unmöglich machte und Bismarcks letzter Überzeugung von der Unvermeidlichkeit ihrer kriegerischen Auseinandersetzung recht gab.

Mit der Aufgabe ihrer Herbeiführung übernahm er eine hundertjährige Erbschaft. Bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen war das Deutsche Reich trotz aller Schwäche der kaiserlichen Gewalt noch immer ein ver-

ständliches Staatengebilde geblieben, rechtlich zusammengehalten durch die bestehende Reichsverfassung, tatsächlich wirksamer durch das entschiedene Übergewicht der habsburgischen Hausmacht. Dieser wichtigere Faktor wurde durch Preußens Erstarkung unter Friedrich II. ausgeschaltet. Das beginnende Gleichgewicht zwischen Österreich und Preußen und Preußens Eintritt in den Kreis der europäischen Großmächte — unter denen es die soeben von Schweden geräumte Stellung einnahm — mußten auf das Deutsche Reich eine verhängnisvolle Rückwirkung ausüben. Ein organischer Körper kann trotz mancher fehlenden und auch mit überzähligen Gliedmaßen existieren; nur den Kopf kann er weder entbehren noch doppelt ausbilden. Jedes zweiköpfige Wesen ist ein lebensunfähiges Monstrum. Und eben in diesen Fall sah sich das alte Reich durch Preußens Emporkommen versetzt. Es überlebte den Sieger von Leuthen nur zwanzig Jahre. Daß es auch nach Napoleons Sturz nicht wieder auflebte, lag wiederum an der Unmöglichkeit, das neue Preußen in dem Gefüge der alten Reichsverfassung unterzubringen. Der Deutsche Bund war ein Elaborat der Diplomatie, mit dem sie die schwierige Konstruktion eines von zwei Großmächten geleiteten Staatenbundes gefunden zu haben glaubte. In Wahrheit befand sich dieser Bund in keiner besseren Situation, als die seines Rechtsvorgängers, des alten Reiches, nach 1763 gewesen war. Deshalb durften wir es eine hundertjährige Erbschaft nennen, was Bismarck übernahm, als er im Jahre 1863 das Ruder des preußischen Staatsschiffes auf das Ziel der preußischen Hegemonie in Deutschland einstellte.

Im 13. Kapitel der Gedanken und Erinnerungen — „Dynastien und Stämme“ — erkennt Bismarck unum-

wunden die Tatsache an, daß mit Ausnahme Österreichs die deutschen Einzelstaaten, auch Preußen, auf Kosten des Reiches, in Auflehnung gegen das Kaisertum entstanden sind; versteht sich nicht ohne dessen schweres Verschulden. Bismarcks geschichtliche Einsicht und sein nüchterner Wirklichkeitssinn ließen ihn dieses Element auch in seiner eigenen Politik gegen Österreich nicht übersehen, wenn er, wie schon erwähnt, in Nikolsburg seinem König erwiderte, Österreichs Rivalitätskampf gegen uns sei nicht strafbarer, als der unsrige gegen Österreich. Solche Erkenntnis historischer Zusammenhänge lähmte in Bismarck keinen Augenblick die Entschlossenheit zu tatkräftiger Verfolgung des preußischen Vorteils.

Die Operation gelang. Österreich schied aus dem Deutschen Bunde aus. Menschlich gesprochen für immer. Entwirrt, ohne Zerreißung verschlungener Fäden war also auch dieser gordische Knoten nicht, sondern wieder einmal mit dem Schwert zerhauen. Die Zweiköpfigkeit des deutschen Staatenbundes war beseitigt, aber unerfüllt geblieben die Forderung unsres Sängers: „Das ganze Deutschland soll es sein.“ Blühende deutsche Länder, von den Alpen bis zum Böhmerwald und Erzgebirge, liegen jenseits der Grenzen des neuen Reiches; jenseits liegt die alte Kaiserstadt an der Donau. Auch Österreich bleibt für uns „des Deutschen Vaterland“; wenn es durch eherne Notwendigkeiten unserer staatlichen Entwicklung politisch von uns geschieden ist, so wollen wir es doch Bismarck umsoweniger vergessen, daß seiner Meisterhand nicht bloß die Trennung gelungen ist, sondern auch die völkerrechtliche Verknüpfung der staatlich getrennten Reiche durch das Bündnis von 1879. „Getrennt marschieren, vereint schlagen,“ dieser

Grundsatz Moltkescher Strategie darf seitdem unser Verhältnis zur habsburgischen Monarchie beherrschen.

Die anfängliche Zerstörung unseres Bundesverhältnisses zu Österreich gehörte nicht zu den Errungenschaften des Jahres 1866, sondern umgekehrt zu den Nachteilen, die Preußen um anderer Vorteile willen in den Kauf nahm. Österreichs Verdrängung aus Deutschland war der Preis gewesen, der für die politische und militärische Zusammenfassung der übrigen deutschen Stämme unter Preußens Führung entrichtet werden mußte. Auf dieses Resultat war es abgesehen; in Preußens Verzicht auf österreichisches Gebiet ließ der Friede zu Prag das Ziel des Krieges mit vollendeter Schärfe hervortreten. Wir verfolgten oben die seltsame Verkettung der Umstände, daß zu solcher künstlerischen Abrundung des Bismarckschen Meisterwerkes die Eifersucht der preußischen Heerführer einerseits und des Franzosenkaisers anderseits mitwirkten, indem sie Bismarcks Entschluß zur Reife brachten, auf dem alsbaldigen Abbruch des Feldzugs und auf einer möglichst schonenden Behandlung Österreichs zu bestehen. Noch wertvoller und noch weniger beabsichtigt war der Dienst, den ihm bald darauf der Neid des französischen Volkes auf Preußens Erfolge leistete. Mit unsäglichen Schwierigkeiten war es Bismarck geglückt, unbemerkt von Europa das Eisen der neuen deutschen Einheit ins Feuer zu bringen; der Krieg gegen Frankreich schmiedete es zum harten Stahl. Ehe die unruhig werdenden Kabinette Zeit fanden, sich miteinander zu verständigen, war alles geschehen: Napoleon kriegsgefangen, Frankreich besiegt, ein neues deutsches Reich geschaffen.

Ähnlich überraschend war Friedrich dem Großen der erste Wurf gelungen, und doch hatte er die rasch gewonnene Beute in zwei weiteren Kriegen zu verteidigen, deren letzter um Krone und Leben ging. Kein Wunder, wenn Moltke erklärte, wir würden noch fünfzig Jahre um Elsaß-Lothringen fechten müssen. Dabei stand dieser Landerwerb geschichtlich betrachtet unter den erkämpften Werten an letzter Stelle. Ungleich folgenreicher war die Zusammenschweißung der deutschen Staaten in dem festen und doch elastischen Gefüge der Reichsverfassung, war die dauernde Unterordnung der deutschen Kriegsheere unter den Oberbefehl des Kaisers. Schon in dem alten Europa hätte solche organische Veränderung in seiner Mitte zu einer völligen Umwälzung der politischen Machtverhältnisse geführt. Europa ist aber seit dreißig Jahren in demselben Maße zusammengeschrumpft, wie die fortschreitende Technik der Überwindung des Raumes alle Länder der Erde einander genähert hat. Über diese Entwicklung bedarf es nicht vieler Worte; vollzieht sie sich doch von Jahr zu Jahr vor unseren sehenden Augen. Umso stärker also und umso nachhaltiger muß unseren verkleinerten Weltteil die Veränderung beeinflussen, daß an die Stelle eines nur noch passiven Konglomerats von deutschen Staaten ein tätiges und rasch erstarkendes Reich getreten ist. Der Schwerpunkt europäischer Politik kehrt langsam wieder von der Peripherie zur Mitte zurück, wo er vom zehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lag. Damit bahnt sich die Wiederherstellung des ursprünglichen und natürlichen „europäischen Gleichgewichts" an, deffen Stelle seit dem sechzehnten Jahrhundert ein künstliches diplomatisches Gleichgewicht ein-

nahm, anfänglich dasjenige der Dynastien Bourbon und Habsburg, später das noch widersinnigere Schaukelsystem einer Anzahl von Großmächten, die mit Argusaugen jede bedrohliche Schwankung der Schaukel, jede Veränderung des Status quo überwachten. Damit mußte aber auch ferner in dem jahrhundertelangen Prozeß des Wachstums der europäischen Randvölker auf Deutschlands Kosten ein Stillstand eintreten, dem möglicherweise eine rückläufige Bewegung folgen wird.

Zu verwundern ist hiernach nur, daß diese Völker die politische Wiedergeburt Deutschlands vor sich gehen sahen, ohne mit vereinten Kräften über das Neugeborene herzufallen und ihm den Garaus zu machen. Nächst dem Ratschluß der Vorsehung verdanken wir das allein der Staatskunst Bismarcks. Sie verrät sich am deutlichsten in jener glücklichen Mischung von Schlauheit und Offenheit, die dem Niederdeutschen (also auch dem Engländer) eigen ist und ihn von seinen Absichten genau so viel verlautbaren läßt, wie es der augenblickliche Zweck erfordert. Es war dieser Charakterzug, mit dessen Hilfe Bismarck gegen die Wünsche des Kaisers von Österreich wie des Königs von Preußen einen Krieg zwischen ihnen herbeigeführt hatte. Die Stimmung seines Souveräns war ihm genau bekannt; war er aber deshalb verpflichtet, das Wiener Kabinett von ihr zu verständigen? Was die österreichischen Staatsmänner erfuhren und seit Jahren kannten, waren nicht König Wilhelms, sondern Bismarcks Anschauungen von der Unverträglichkeit der österreichischen Ansprüche mit Preußens Interessen. Wenn sie nichts anderes hörten und den preußischen Ministerpräsidenten im Einverständnis mit seinem König wähnten — umso

schlimmer für sie und umso besser für ihn. Denn es konnte nicht ausbleiben, daß ihr von Bismarck geflissentlich genährter Argwohn gegen Preußen in ihren amtlichen Kundgebungen zum Vorschein kam und Bismarck willkommene Handhaben bot, um seinen widerstrebenden Herrn von Österreichs Übelwollen zu überzeugen. Dergestalt befestigte sich in Kaiser Franz Joseph und seinen Beratern die Vorstellung von einem drohenden Angriffskriege Preußens, und in König Wilhelms Gemüt der Eindruck, daß seine freundschaftlichen Gesinnungen für Österreich in Wien absichtlicher Verkennung begegneten.

VIII.

Die haarscharfe Abwägung dessen, was der andere erfahren und nicht erfahren durfte, um Bismarcks Zwecken dienstbar zu werden, verhalf ihm hier und ebenso im Juli 1870 zu dem positiven Ergebnis eines als notwendig erkannten Krieges. Dieselbe Fertigkeit, allerdings unterstützt durch beispiellose Erfolge der preußischen Waffen, verschaffte ihm den negativen Gewinn, daß bei jeder der drei Etappen seiner Politik von 1864—1871 die unbeteiligten Großmächte das Nachsehen hatten. Als vornehmsten Leidtragenden nach der Lösung der dänischen Frage durfte sich England betrachten; nach dem böhmischen Feldzug tat dies Frankreich, nach dem französischen Rußland. Bismarck selbst hat bekanntlich die Hinhaltung der Londoner Signatarmächte während des dänischen Krieges als sein diplomatisches Meisterstück betrachtet. Es darf aber unentschieden bleiben, ob nicht seinem Verhalten gegen Napoleon III. die Palme gebührt. Bismarcks Schachzüge

gegen ihn verteilen sich auf einen längeren Zeitraum, als die Kampagne von Schleswig-Holstein; aber darum bleibt die Überlegenheit nicht weniger glänzend, mit der er den dreifach gesiebten Menschenkenner auf Frankreichs Thron so lange diplomatisch umarmte, bis die strategische Umarmung bei Sedan erfolgen konnte. Der Kaiser gehörte zu den zahlreichen Männern, die dem dämonischen Zauber der Bismarckschen Persönlichkeit unterlagen. Anders läßt sich das unerhörte Vertrauen nicht erklären, das er dem preußischen Bundestagsgesandten bei der ersten Begegnung im Sommer 1855 schenkte und ihm später, im März 1857 sowie am 26. Juni 1862 in noch auffallenderem Maße bewies[1]. Bismarck verstand sich wie kein Zweiter darauf, ein solches Vertrauenskapital zu verwerten, und wußte die Vorteile, die es ihm bot, zu gut zu würdigen, um es nicht sorgfältig zu pflegen. Das Wohlgefallen war übrigens gegenseitig. Zwar verwahrte sich Bismarck dagegen, daß ihm Napoleon imponierte — Brief an Leopold Gerlach vom 2. Mai 1857 —, aber aus Paris schrieb er am 16. April 1857 seinem Bruder: „Von Personen und Zuständen bin ich hier sehr erbaut, besonders vom Kaiser.“ Es kam ihm dabei zu statten, daß er, getreu seiner ganzen Art, Politik zu treiben, das napoleonische Kaisertum von Anfang an lediglich als gegebene Tatsache betrachtete, ohne ihm seine Entstehung aus einem Verfassungsbruch nachzutragen. Letzteres erschien ihm als eine Angelegenheit, die zunächst die Franzosen anging. Unwillkürlich wird er seine Art, sich vor dem Kaiser zu geben, auf diesen Ton gestimmt und ihn

[1] G. u. E. Kap. 8, I; 9, I; 11, III.

dadurch von vornherein für sich eingenommen haben. Tatsächlich bekämpfte Bismarck schon von Frankfurt aus in seinem Briefwechsel mit dem einflußreichen Generaladjutanten v. Gerlach die vorgefaßte Meinung des Berliner Hofes gegen Bonaparte mit dem unwiderleglichen Hinweis, daß jede willkürliche, nicht auf preußischen Interessen fußende Feindseligkeit oder auch nur Zurückhaltung gegen Frankreich von unseren Gegnern ausgenutzt werden und unsere Bewegungsfreiheit schmälern würde. Er empfahl unumwunden eine freundliche Haltung gegen Napoleon, die uns zu nichts zu verpflichten brauchte. Diesen Standpunkt vertrat er, wie es scheint, mit geringem Erfolg, aber darum nicht weniger zäh, auch gegen König Wilhelm I. und den Minister v. Schleinitz. Wiederholt mußte er sich deshalb gegen die törichte Anschuldigung bonapartistischer Gesinnung wehren. Am 11. Mai 1857 schrieb er an Gerlach, mit Unrecht bezeichnete man ihn am Hofe als Bonapartisten; in seinen Petersburger Briefen vom 14. Mai 1859 an Ernst Dohm, vom 16. Juni 1860 an Herrn v. Wentzel und vom 22. August 1860 an Herrn v. Below wandte er sich gegen ähnliche, noch abgeschmacktere Unterstellungen in der deutschen Presse. Er selbst wußte am genauesten, wie wenig seine staatskluge Empfehlung eines guten Einvernehmens mit Frankreich von sentimentalen Anwandlungen eingegeben war. Schon in seinem Brief an Gerlach vom 2. Mai 1857 findet er es, „bis der Bruch wirklich eintritt, immer noch nützlich, die Leute glauben zu lassen, daß ein Krieg gegen Frankreich uns nicht notwendig über kurz oder lang bevorsteht, daß er wenigstens nichts von Preußens Lage Unzertrennliches, daß die Spannung gegen Frankreich nicht ein organischer

Fehler, eine angeborene schwache Seite unserer Natur ist, auf die jeder andere mit Sicherheit spekulieren kann". Das ist dieselbe meisterhafte Unbefangenheit, die er auch Österreich gegenüber betätigte, wenn er dem preußischen Gesandten in Paris am 24. Dezember 1863 schrieb, er traute diesem Staate nicht über den Weg, aber er fände „es für jetzt richtig, Österreich bei uns zu haben; ob der Augenblick der Trennung kommt und von wem, das werden wir sehen". In der Politik ist der Freund von heute vielleicht der Feind von morgen. Wenn fremde Regierungen das nicht begriffen, hatten wir den Beruf, sie aufzuklären? War es Bismarcks Schuld, wenn sie seinen pflichtmäßigen Egoismus für sein Land verkannten und eine taktische Annäherung Preußens auf dem Boden einer gegebenen Konstellation von uneigennütziger Zuneigung diktiert wähnten?

In wiederholtem Verkehr mit Napoleon III. muß Bismarck seiner überlegenen Geschicklichkeit gewiß geworden sein. Sonst könnte er nicht im Oktober 1865 das verwegene Spiel in Biarritz mit ihm gewagt haben, wo er aus Napoleons Munde hören wollte, um welchen Preis dieser die Unterwerfung Norddeutschlands unter Preußen zugeben würde. „Jeder von beiden hatte die redliche Absicht, bei diesem Handel den anderen zu überlisten" [1]. In welchem Maße das Bismarck gelungen war, entdeckte Napoleon, als er neun Monate später die Nachricht von Königgrätz erhielt. Man kann sich, eingedenk jener Biarritzer Verhandlung zwischen beiden Männern, unschwer

---

[1]) Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft, Bd. I, S. 141.

vorstellen, wie Bismarck zu Mute sein mochte, als in der Nacht zum 12. Juli Napoleons Abgesandter an seinem Lager erschien. Noch fünfundzwanzig Jahre später gedenkt er in seinen „Gedanken und Erinnerungen" mit unverhohlenem Verdruß des Ungeschicks unserer militärischen Polizei, die den Grafen Benedetti ungehindert passieren ließ [1]). „Niemandem war besser als mir die Enttäuschung Napoleons über unsere böhmischen Erfolge bekannt," bemerkt er selbst an anderer Stelle [2]). Niemandem besser: weil diese Enttäuschung eine Folge der von Bismarck unterhaltenen Täuschung war. Auf jene ersten Jahre seiner ministeriellen Tätigkeit bezieht sich sein unbefangenes Geständnis: „Es war nicht wahrscheinlich, daß das Wohlwollen Frankreichs für unsere Stärkung und die deutsche Einigung auf die Dauer ehrlich sein werde; eine Überzeugung, die nicht hindern durfte, vorübergehende, auf irrtümlichen Berechnungen beruhende Unterstützung und Förderung Napoleons utiliter anzunehmen" [3]). Man darf den Satz nicht überhören. Wir haben hier Bismarcks eigenes Zeugnis dafür, daß seine Politik in den sechziger Jahren Napoleons „Unterstützung und Förderung" erfahren hat; allerdings nur infolge von „irrtümlichen Berechnungen" des Kaisers. Mochten auch diese Irrtümer nicht ohne Bismarcks Zutun entstanden sein: in der Schuld des Franzosen fühlte er sich wegen seiner Unterstützung nicht; wäre doch jener mit ihm nicht anders verfahren — wenn er es vermocht hätte. Als sich das jahrelange Komödienspiel zum weltgeschicht-

---

[1]) G. u. E. Kap. 20, IV.
[2]) Ebendas. 20, VII.
[3]) Ebendas. Kap. 15.

lichen Drama entwickelte und in dem Weberhäuschen bei Donchery beide Männer ein letztes Mal allein zusammentrafen, wie so oft in den Tuilerien, da muß in Bismarck ein Gefühl wie Höhenschwindel aufgestiegen sein. Aber seine große Seele fand ihren Halt in der gewohnten schlichten Ehrerbietung vor dem gekrönten Haupt und in dem niederzwingenden Eindruck von der Größe des Augenblicks. Seiner Gemahlin schrieb er darüber nur die wenigen bezeichnenden Worte: „Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten."

Die militärische Kampagne war mit der Übergabe von Sedan in der Hauptsache gewonnen, wenn sich auch die Niederwerfung des kaiserlosen Frankreich noch langwierig und anstrengend genug gestaltete. Dagegen setzte die diplomatische Kampagne erst jetzt mit Volldampf ein. Es galt, das deutsch-französische Kriegsgewitter zu lokalisieren, also die dadurch vermehrte elektrische Spannung über Europa zu verteilen, ehe sie zu neuen Entladungen führte. Bismarcks Aufgabe umfaßte einerseits die Abwendung einer bewaffneten Intervention der Neutralen und andererseits die staatsrechtliche Ausgestaltung der im Norddeutschen Bunde begonnenen und auf den Schlachtfeldern besiegelten Einigung der deutschen Staaten. Kurzsichtigen Augen mochte es ein Leichtes dünken, den fast vollendeten Bau zu krönen, an dessen Aufführung Bismarck sieben Jahre gearbeitet hatte. In Wahrheit blieben noch mächtige Widerstände zu überwinden. Von Wien aus suchte Graf Beust die Großmächte zu Frankreichs Gunsten mobil zu machen; zu dem gleichen Zweck

bereiste Thiers die europäischen Hauptstädte. Um die Beschießung von Paris, dessen baldige Übergabe für die Verhütung von europäischen Verwicklungen entscheidenden Wert besaß, entbrannte im Hauptquartier des Königs ein ebenso leidenschaftliches Ringen zwischen Bismarck und dem Generalstab, wie einst in Nikolsburg um die Fortführung des böhmischen Krieges. Der Ausdruck „Stagnation" für das Tempo der Belagerung von Paris kehrt im 23. Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen" dreimal wieder. Abermals entfaltete König Wilhelm mit seinem durch nichts zu erschütternden Gleichmaß die ganze Größe seiner angeborenen Herrschernatur. Ohne ihn schwer zu verstimmen, gelangte freilich Bismarck auch hier nicht ans Ziel. Und wie mußte er lavieren! Der Kronprinz war in der Frage des Bombardements von Paris Bismarcks erklärter Gegner, in dem Streit um den Kaisertitel sein Verbündeter. Die Annahme der Kaiserwürde erreichte Bismarck bei seinem Monarchen erst dadurch, daß er den König Ludwig von Bayern bewog, in einem Schreiben an König Wilhelm zu erklären, Bayern könnte die Leitung des Deutschen Bundes nicht dem König von Preußen überlassen, sondern nur dem Deutschen Kaiser. Und es mutet uns an wie eine Ironie der Weltgeschichte, wenn wir lesen, daß Bismarck die beiden glänzendsten Erfolge seiner Politik, den Prager Frieden und den 18. Januar 1871, mit der vorübergehenden Ungnade seines kaiserlichen Herrn erkaufen mußte. Als nach der Kaiserproklamation in Versailles das Hoch auf Kaiser Wilhelm verklungen war und dieser die Stufen der Estrade hinabstieg, würdigte er seinen Kanzler keiner Begrüßung und ließ ihn noch mehrere Tage seinen Unmut fühlen.

Schwer genug mag Bismarck an solchen Erfahrungen getragen haben; zu beirren vermochten sie ihn nicht. Ohne stählerne Nerven hätte er den unablässigen Kampf mit allen feindlichen Gewalten im Inland und Ausland nicht bestehen können. Am wirksamsten durfte ihn das Bewußtsein trösten, daß sein Werk unter Dach gebracht war. Deutschland war geeint; die Begeisterung unseres Volkes und seine Opferwilligkeit kannten keine Grenzen. Wenn jetzt noch europäische Widersacher gegen uns aufstanden, ließ sich hoffen, daß sie zu spät kämen, daß ihr Angriff die junge deutsche Einheit nicht mehr zerstören, sondern befestigen würde. Die schlimmste Gefahr war für den Augenblick beseitigt.

Für die Zukunft blieb darum das toujours en védette nicht weniger die Parole. Ich sagte oben, wir hätten es nächst dem Ratschluß der Vorsehung der Staatskunst Bismarcks zu danken, daß die europäischen Mächte das neue Reich nicht alsbald mit Krieg überzogen, um es im Entstehen zu vernichten. Der Ratschluß der Vorsehung zeigte sich eben darin, daß diese Mächte die Rückwirkungen der Existenz eines kriegstüchtigen deutschen Bundesstaates auf die politischen Verhältnisse Europas nicht sofort in ihrer ganzen Ausdehnung übersahen. „Ich glaube kaum," schreibt Bismarck im 29. Kapitel der Gedanken und Erinnerungen, „daß das russische Kabinett während unseres Krieges mit Frankreich deutlich vorausgesehen hat, daß es nach demselben ein so starkes und konsolidiertes Deutschland zum Nachbar haben würde. Im Jahre 1875 nahm ich an, daß an der Newa schon einige Zweifel darüber herrschten, ob es richtig gewesen sei, die Dinge soweit kommen zu lassen, ohne in die Entwicklung einzugreifen. Die auf-

richtige Freundschaft und Verehrung Alexanders II. für seinen Oheim deckten das Unbehagen, das die amtlichen Kreise bereits empfanden." Es war im Grunde natürlich, allein für uns ein großes Glück, daß den wirklichen Umfang der vollzogenen Veränderung nur derselbe Verstand begriff, in dem der Entwurf dazu entstanden und ausgereift war. Dies war es, was ich Bismarcks politisches Gewissen nannte: seine heimliche Einsicht in die entscheidende Machtverschiebung, die mit der Gründung unseres Reiches bewerkstelligt war. Selbst wenn er es gewollt hätte, würde er diese Einsicht nicht mit anderen zu teilen vermocht haben. Beruhte sie doch auf dem nur ihm gehörigen Überblick über das Europa, das gewesen war, und das Europa, das er vor sich sah.

IX.

In der Geschichte der Menschen wie der Welt überhaupt gibt es keinen wirklichen Stillstand; wo wir Beharrungszustände wahrzunehmen glauben, bestehen sie in Wahrheit nur im Vergleich mit schnelleren Verwandlungen. Unverkennbar bildet in Bismarcks äußerer Laufbahn der Frankfurter Friede einen Scheitelpunkt, von dem die bis dahin ansteigende Linie in wagerechter, stellenweise auch in absteigender Richtung weiterführt. Im Vergleich mit den übermenschlichen Anstrengungen, die er in den ersten neun Jahren seiner Ministerschaft vollbringt, erscheint seine Tätigkeit in den noch folgenden achtzehn Jahren seiner Amtsführung ruhig und nachlassend. Auch die Erfolge dieser Tätigkeit nehmen sich gegenüber den welterschütternden Katastrophen von 1866

und 1870 unleugbar bescheiden aus. Zum Teil beruht das auf Augentäuschung. Es liegt in der Natur der Sache, daß die imposante Fassade eines Bauwerks zahlreichere Bewunderer findet als seine Verankerung, die den Blicken der Vorübergehenden entzogen ist. Tatsächlich erforderte die Sicherung seines Bauwerks gegen europäische Stürme nach Bismarcks eigener Schätzung kaum weniger Aufmerksamkeit und Mühe, als dessen Aufrichtung. Auch im Innern fehlte es nicht an aufreibenden Kämpfen, denen die Kraft eines Durchschnittsministers nicht lange standgehalten hätte. Von ihnen waren die Fehden mit Bismarcks Widersachern bei Hofe und in anderen einflußreichen Lagern am schwersten zu bestehen und doch am undankbarsten. Wie Insekten dem Löwen, setzten diese unsichtbaren Angriffe dem vielgehaßten Kanzler unablässig zu. Sie kosteten ihn einen unverhältnismäßigen Aufwand an Nervenkraft, ohne daß er für sich selbst und für das Land einen positiveren Gewinn davon erhoffen durfte, als seine Behauptung auf seinem Platze. Auf solche Gegner blieb die Größe seiner Verdienste ohne Eindruck. Ihre Vorurteile waren unbesiegbar, ihr Neid hielt mit seinem Ruhme Schritt. Man darf das nicht außer acht lassen, wenn man Bismarcks Leistungen in diesem späteren Zeitraum würdigen will. Wohl besitzen sie nicht mehr den Glanz geschichtlicher Großtaten, allein auch sie haben für Jahrzehnte und über die Grenzen unseres Reiches hinaus die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten beeinflußt. Wie in der äußeren Politik, verfolgte Bismarck auch im Innern nach 1871 nur den einen Zweck, die Zukunft seines Werkes gegen Gefahren zu schützen, die seinen Bestand bedrohten. Dieser Gesichtspunkt blieb für

ihn stets der leitende; von ihm aus will seine Stellung zu allen inneren Fragen verstanden sein. Suchte er auswärtigen Gegnern durch Bündnisse zuvorzukommen, so begegnete er der Zerstörung von innen heraus auf doppeltem Wege. Zersetzende Elemente, wie sie jedem Organismus als Erbteil und Quelle der Vergänglichkeit beigesellt sind, bemühte er sich in offenem Kampf zu isolieren und unschädlich zu machen, gesunden Säften aber Luft und Nahrung zuzuführen, um die Wurzeln des Reiches zu kräftigen und seine Widerstandsfähigkeit zu erhöhen. „Mein Ziel," sagte er 1877 zu Bennigsen, „ist die Befestigung unserer nationalen Sicherheit; zu ihrer inneren Ausgestaltung wird die Nation Zeit haben, wenn erst ihre Einheit und damit ihre Sicherheit nach außen konsolidiert sein wird. Für jetzt und bis nach den nächsten großen Kriegen kommt es nur darauf an, Deutschland fest zusammenwachsen zu lassen, es durch seine Wehrhaftigkeit gegen äußere Gefahren und durch seine Verfassung gegen innere dynastische Brüche sicherzustellen. Ob wir uns nachher im Innern etwas konservativer oder etwas liberaler einrichten, das wird eine Zweckmäßigkeitsfrage sein, die man erst ruhig erwägen kann, wenn das Haus wetterfest ist" [1]. Fast wörtlich übereinstimmend damit führt er an anderer Stelle aus: „Ich hielt für die damalige Zeit bei den Gefahren, die unsere Kriege geschaffen hatten, die Unterschiede der Parteidoktrinen für untergeordnet im Vergleiche mit der Notwendigkeit der politischen Deckung nach außen durch möglichst geschlossene Einheit der Nation in sich.

---

[1]) G. u. E. Kap. 26, III.

Als erste Bedingung galt mir die Unabhängigkeit Deutschlands auf Grund einer zum Selbstschutz hinreichend starken Einheit" [1]).

Einer so gearteten Sinnesrichtung mußte alles Fraktionswesen höchlich zuwider sein. In seiner üppigen Ausbildung bei uns erblickte Bismarck eine angeborene Schwäche unserer politischen Befähigung: die alte deutsche Eigenbrödelei und Sondertümelei in neuzeitlichem Gewande. Staatsgefährlich erschienen ihm von den inneren Parteigruppen nur solche, die sich in ihren Ausläufern über die Grenzen des Reichs hinaus verzweigten: Ultramontane, Französllinge, Welfen, Dänen, Polen und last not least, Sozialdemokraten, außerdem aber auch die bürgerliche Demokratie. Sie blieb für ihn, was sie ihm bei seinem ersten Auftreten im politischen Leben gewesen war: die Trägerin des Aufstandes im Jahre 1848 und stille Hüterin republikanischer Gesinnungen. Wie es nur in heißem Kampf mit ihr gelungen war, dem preußischen Volk seinen König und mit ihm dem preußischen Heer seine Schlagkraft zu erhalten, so widerstrebte ihr nunmehr der föderative Charakter der Reichsverfassung, der den Fortbestand der deutschen Dynastien erforderte und verbürgte. Ein aus 26 Einzelstaaten bestehendes Reich war freilich weniger, als die alten Achtundvierziger gewollt, aber doch sehr viel mehr als sie vermocht hatten. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, so hätte uns bei der Verfolgung des deutschen Nationalstaates dasselbe Verhängnis ereilt, wie im sechzehnten Jahrhundert während der Kirchenreformation: ohne rechts und links zu schauen,

[1]) G. u. E. 25, II.

hätten wir uns der Ausgestaltung unserer Gedanken hingegeben, um erst durch bewaffnete Einfälle unserer Nachbarn daran erinnert zu werden, daß wir auf dieser Welt nicht allein waren.

Bismarcks Gegensatz zu seinen ältesten politischen Widersachern war also mit dem Deutschen Reich von seiner Erfindung nicht aus der Welt geschafft. Auf die kürzeste Formel gebracht, hatte er darin bestanden, daß jene den Einheitstaat lediglich mit Verhandlungen im Inlande und ohne Blutvergießen zu stande bringen wollten, während Bismarck die Größe der kollidierenden Interessen und die Tragweite der eintretenden Machtverschiebung zu deutlich erkannte, um nicht die Herstellung einer tauglichen Bundesverfassung ohne den „ganz besonderen Saft" Mephistos für unmöglich und eine bewaffnete Einmischung des Auslandes für wahrscheinlich zu halten. Diese verschiedene Beurteilung des Wertes der im Streit begriffenen Interessen bei Bismarck und bei den alten Einheitsschwärmern entsprang aus der Verschiedenheit des beiderseitigen Verhältnisses zu den angestammten Dynastien. Bismarck dachte zu hoch von der seinigen, um anderen deutschen Fürstenhäusern einen freiwilligen Verzicht auf ihre Throne anzusinnen, und er begriff die Bedeutung stehender Heere in der Hand der Landesherren. Bei solchen Bedenken hielt sich der Liberalismus von damals nicht lange auf. Er war „aufgeklärt" genug, die Vielheit der deutschen Dynastien für überlebt zu halten, und erwartete ihre baldige Beseitigung von der „Zeitströmung", ohne der entscheidenden Frage nach dem Wie gebührende Beachtung zu schenken. Bismarcks Auffassung des Problems kann nicht erschöpfender ausgedrückt werden,

als er selbst es nachmals mit den denkwürdigen Worten getan hat[1]): „Der gordische Knoten deutscher Zustände ließ sich nicht in Liebe dualistisch lösen, nur militärisch zerhauen; es kam darauf an, den König von Preußen, bewußt oder unbewußt, und damit das preußische Heer für den Dienst der nationalen Sache zu gewinnen, mochte man vom borussischen Standpunkte die Führung Preußens oder auf dem nationalen die Einigung Deutschlands als die Hauptsache betrachten; beide Ziele deckten einander.“ „Ich würde gegen das brandenburgische Fürstenhaus keine Waffen gehabt haben, wenn ich ihm gegenüber mein deutsches Nationalgefühl durch Bruch und Auflehnung hätte betätigen müssen; die geschichtliche Prädestination lag aber so, daß meine höfischen Talente hinreichten, um den König und damit schließlich sein Heer der deutschen Sache zu gewinnen.“ Ergänzt man die halb ironische Wendung „höfische Talente“ durch den sinngemäßen Zusatz „und meine erprobte Anhänglichkeit“, so finden wir hier mit Bismarcks eigenen Worten die Bemerkung bestätigt, die an die Spitze dieser Abhandlung gestellt wurde: das Deutsche Reich entstand aus Bismarcks vulkanischem Wollen und gestaltendem Denken und aus Bismarcks Treue, die sein Wollen und Denken in den Dienst seines Königs stellte.

Es wird nun klar sein, weshalb die Gegnerschaft zwischen Bismarck und der Fortschrittspartei die Gründung des Reiches überdauern mußte. Sie unterschieden sich nicht bloß in der Methode, mit der sie das gemein-

[1]) G. u. E. Kap. 13.

same Ziel der deutschen Einheit anstrebten, sondern im Kern ihrer politischen Überzeugungen. Wenn der Kanzler einen Eugen Richter und seine Gefolgschaft zu verkappten Republikanern stempelte, so verfiel er freilich derselben Übertreibung, wie mit der unterschiedlosen Bezeichnung aller Ultramontanen als Reichsfeinde oder der Sozialdemokratie als einer „bedrohlichen Räuberbande“ [1]). Zu solchen Übertreibungen reizte ihn gewöhnlich deren Gegenteil: die landesübliche Gesinnungslosigkeit, die, wenn möglich, alle politischen Unterschiede verwischen möchte und Charakterschwäche gern für Optimismus ausgibt; nach Bismarcks Ausdruck „Kampfesscheu, die bereit ist, für etwas mehr Bequemlichkeit in der Gegenwart die Zukunft zu opfern“ [2]). Immerhin berühren wir hier die Seite seines Charakters, die ihm in seiner inneren Politik die meisten Schwierigkeiten bereitet und manchen Fehlschlag verschuldet hat. Es war die leidige Neigung, Anschauungen und Kampfmittel des auswärtigen Dienstes auf das innere Gebiet zu übertragen, oder mit anderen Worten, ein deutlicher Mangel an Unterscheidung zwischen auswärtigen Feinden des Vaterlandes und politischen Gegnern im Inlande. Es klingt verwunderlich und ist doch unabweisbar: in dem Schöpfer unserer nationalen Einheit war das landsmannschaftliche Solidaritätsgefühl nur schwach entwickelt. „Die oppositionellen Kreisrichter im Abgeordnetenhause müssen mit den Kosten ihrer Stellvertretung geängstigt werden,“ schrieb er — noch aus Paris — am 15. Juli 1862 an Roon. Den Begriff der

---

[1]) G. u. E. Kap. 18.
[2]) Ebendas. Kap. 27.

Achtung vor fremder Überzeugung kannte er nicht. Bismarcks Leben wie seine Schriften sind reich an Belegen für diese Schwäche seiner Natur. Wie in Lessing waren auch in ihm polemische Neigungen vorherrschend. „Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern," schrieb er dem General v. Gerlach am 2. Mai 1857, „ist in mir nur mäßig ausgebildet, und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist." Wer das von sich bekennen muß, verdient im Grunde unser Mitleid; das beste Erleben des Menschen bleibt ihm fremd. In Bismarck war aber die Ursache dieser Unempfindlichkeit keine leere Stelle seines Wesens, sondern die verzehrende Glut seines Hasses. Als ihn seine Angehörigen eines Morgens fragten, wie er geschlafen hätte, gab er zur Antwort: „Gar nicht; ich habe die ganze Nacht gehaßt."

Mag man diese Seiten seines Charakters immerhin bedauern, nur sollen wir nicht vergessen, wie eng sie mit großen Eigenschaften zusammenhingen. Der Mann, der 1866 nicht vor dem deutschen Kriege zurückschreckte, bedurfte des schwachen Sehvermögens für den Unterschied zwischen Feinden im Inland und Feinden im Ausland sehr notwendig. Nachdem er seinen König vermocht hatte, preußische Truppen auf Hannoveraner und Bayern schießen zu lassen, war es am Ende nichts Schlimmeres, wenn er politische Gegner in der Hitze der Leidenschaft verunglimpfte oder sie unbarmherzig verfolgen ließ. Die damit begangenen Fehler hat er schwer genug büßen müssen. Sie vergifteten den Verfassungskonflikt der sechziger Jahre wie den Kulturkampf und verschränkten unserem verdientesten Staatsmann den besten Lohn für seine Taten, das ungeteilte Verständnis seiner Volksgenossen.

„Jeder Mensch hat die Fehler seiner Vorzüge.“ Die Geschlossenheit seines Charakters, die Bismarcks Fehler und Vorzüge in unzertrennlicher Verbindung zeigt, bildet für jene die beste Rechtfertigung. Es fehlt ihm aber auch nicht an mildernden Umständen im landläufigen Sinne. Wir können es täglich erleben, wenn wir auf schmalem Wege einem Menschen begegnen, der einen schweren Gegenstand trägt, daß er nicht mit artigen Wendungen bittet Platz zu machen, sondern uns unwirsch anläßt oder auch wortlos zur Seite schiebt. Seinen keuchenden Atem braucht er zu besserem als zu einer wohlgesetzten Ansprache. In diesem Bilde dürfen wir unseren Bismarck sehen, wie er mit der Zukunft seines Landes auf seiner einsamen Seele den engen und steilen Pfad zu Deutschlands Größe hinansteigt, entschlossen, seine Last ans Ziel zu bringen, und müßte er auch jeden, der ihm den Weg vertritt, in den Abgrund stoßen. Draußen lauerte Europa auf jeden günstigen Augenblick, um ein Beginnen von unerhörter Kühnheit zu vereiteln; im eigenen Lande aber umbrandeten Neid und Verkennung den überlegenen Mann, der wohl wußte, daß ihn die schmeichelnde Luft der Volksgunst umfächeln würde, sobald er das Geheimnis seiner Pläne vor der Volksvertretung und freilich dann auch vor Europa enthüllte. Ihm blieb keine Möglichkeit, jeder mißvergnügten Eitelkeit nachzugehen; nicht einmal zur Aufklärung verdutzter Freunde wollten Zeit und Kraft ausreichen. War es ein Wunder, wenn er lernte, sich gegen bittere persönliche Erfahrungen innerlich zu verhärten, wenn er auch seinerseits einseitig und ungerecht urteilte? Gönnen wir ihm doch ebenfalls die Rechtswohltat der treffenden Bemerkung Goethes zu Frau v. Voigts: „Vielmehr dünkt mich, das

Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme."

Noch zu wichtigerem als zur Objektivität eines abgeklärten Urteils haben die Steilheit seines Weges und die Begrenztheit aller menschlichen Kräfte Bismarck nicht gelangen lassen. Seine Wirtschaftspolitik seit dem Ende der siebziger und seine Kolonialpolitik seit dem Anfang der achtziger Jahre werden in weiten Kreisen gerühmt, wobei nicht immer nur die Absicht der Vergrößerung Bismarcks vorliegt. Eine wahrheitliebende Geschichtschreibung wird dagegen nicht verschweigen dürfen, daß auf beiden Gebieten Bismarcks eigene Tätigkeit weder rechtzeitig eingesetzt hat, noch der Größe der Aufgabe gerecht geworden ist. Zu dem Schutze der einheimischen Produktion bekehrte er sich erst im siebzehnten Jahre seiner Ministerschaft; bis dahin durften Manchestermänner unter Bismarcks Augen unsern nationalen Wohlstand „heben". Handelskammern besitzt Preußen seit 1849, warum erst seit 1894 Landwirtschaftskammern? Bismarcks Samoavorlage lehnte der Reichstag nur deshalb ab, weil Bambergers unrichtige Auskunft regierungsseitig nicht widerlegt wurde. Bereits in den siebziger Jahren hätten wir die zehnfach wertvolleren Fiji-Inseln für einen Spottpreis erwerben können, wenn Bismarck die Unvermeidlichkeit und den positiven Wert einer deutschen Kolonialpolitik schon damals erkannt hätte. Unter dieser Voraussetzung würden uns einige Jahre später auch die Walfischbai und Sansibar nicht entgangen sein. Aber noch im Jahre 1889, als der englische Admiral Seymour den deutschen Afrikareisenden Peters als gute Prise ausbrachte, lasen wir in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung den beschämenden

Satz: „Die Freundschaft des Kabinetts Salisbury ist für Deutschland wertvoller, als alle Erwerbungen des Herrn Peters im oberen Witugebiet.“

Die schwerste Unterlassungssünde unseres Helden bleibt vor dem Forum der Geschichte seine Untätigkeit gegenüber der preußischen Landesverwaltung. Sein Urteil über ihre Einrichtungen und Leistungen lautete von jeher ungünstig. Aus Frankfurt schrieb er am 30. Juni 1850 an Hermann Wagener, den damaligen Schriftleiter der Kreuzzeitung: „Ein Staat, der sich von einer Bureaukratie wie die unsere nicht durch einen heilsamen Gewittersturm losreißen kann, ist und bleibt dem Untergange geweiht, denn ihm fehlen die geeigneten Werkzeuge zu Funktionen, die einem Staate obliegen.“ Die Konsequenzen dieser vernichtenden Kritik hat er später an leitender Stelle nicht gezogen. Man darf wohl sagen: im Gegenteil; denn tatsächlich hat sich Bismarck zum Mitschuldigen an der Verschlimmerung unhaltbarer Zustände gemacht, als er die sogenannte Verwaltungsreform im Beginn der achtziger Jahre unzulänglichen Kräften überließ, die aus dem preußischen Kollegialsystem, dem französischen Präfektursystem und der englischen Selbstverwaltung ein überaus kompliziertes und schwerfällig arbeitendes Räderwerk zusammenfügten. Dabei hat er sich auch als Ministerpräsident über Fehler der Verwaltung wiederholt beklagt und namentlich an ihren Mißgriffen in den neuen Provinzen ihre Ungeschicklichkeit beobachtet. Noch gemessener hätte ihn das ungesunde Wachstum der sozialdemokratischen Bewegung an seine Frankfurter Diagnose erinnern können, wenn er zu eindringender Betrachtung der mächtigen Probleme des modernen Fabrikbetriebes Zeit gefunden und aus solcher Betrachtung

die Einsicht gewonnen hätte, daß ein sachgemäßer Ausgleich zwischen den Lebensbedürfnissen der Industrie und den Forderungen des Gemeinwohls die wichtigste Aufgabe der Landesverwaltung bildete. Auf diesem Gebiet ergänzte Bismarcks erfinderischer Geist die Unfruchtbarkeit der Landesverwaltung mit Hilfe der Reichsgesetzgebung, indem er im letzten Jahrzehnt seiner Amtsführung mit der Versicherung der Arbeiter gegen Erwerbsunfähigkeit vorging.

Wir dürfen von einem einzelnen Manne, und wäre es der bedeutendste, nicht alles erwarten. Wenn sich Bismarck zu einer Reform der Landesverwaltung nicht berufen fand, so wird ihn ein ähnliches Gefühl zurückgehalten haben, wie es der Minister v. Roon mit den Worten ausdrückte: „So sehr ich unserem bureaukratischen Unwesen abhold bin, das sehe ich ein, der Betreffende müßte es kennen, um es reformieren zu können" [1]. Auch Bismarck fehlte die unentbehrliche Vertrautheit mit dem bureaukratischen Behördenapparat und seinem Geschäftsgange. Ihm fehlte aber zu dieser gewaltigen Aufgabe nicht minder die nötige Sammlung, die Möglichkeit der ruhigen Durchdringung des Stoffes und am allermeisten die unentbehrliche Freude an sorgfältiger Kleinarbeit, mit einem Wort das Temperament. Zum Reformator fehlte ihm nicht weniger als alles. Man braucht nur an Stein zu denken, um darüber klar zu werden. Bismarcks Werke sind aus dem gröbsten gehauen; seine Taten haben etwas von dem Stoß des Raubvogels. Er hat das Ziel schon lange, aber unbemerkt im Auge; eine Veränderung der Umstände macht es für einen Moment

---

[1] G. u. E. Kap. 25, I.

erreichbar; in demselben Augenblick stößt er auf seine Beute nieder und schlägt ihr die Fänge in den Leib. Von solchen Naturen dürfen wir alles erwarten, nur kein stetiges Handeln. Der glückliche Sieger in dem schweren Verfassungskonflikt erweckt die hingestreckte Opposition mit seiner Indemnitätsbill zu neuem Dasein. Der überzeugteste und furchtloseste Verteidiger des Königtums gegen den Ansturm der Demokratie überspringt mit der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts den freiheitlichsten Zensus moderner Republiken.

Bismarcks Neigung, die Verantwortung für Fehlschläge seiner Politik auf andere Schultern abzuwälzen, nahm mit dem Alter zu. An sich eine sehr verbreitete menschliche Schwäche, ist sie doch auffallend an einem so ausgeprägt männlichen Charakter wie Bismarck. Den unrühmlichen Ausgang des Kulturkampfes sollte Falk verschuldet haben, Delbrück mit Camphausen die wirtschaftliche Krisis der siebziger Jahre, Graf Friedrich Eulenburg die Mängel der preußischen Verwaltungsreform. An alledem war viel Wahres; nur trat bei dieser Darstellung der eigene Anteil Bismarcks, die Unterlassungssünde des Geschehenlassens, zu sehr zurück. Und doch bildete er das unabweisbare Korrelat der überragenden Stellung des nahezu allmächtigen Kanzlers. „Bei nichts, was mißlungen ist, will er beteiligt gewesen sein," klagte Bucher am 5. Januar 1892 zu Busch — „als ob nicht genug Licht um ihn und sein Werk wäre, um über solche Schatten hinwegsehen zu können." Fehler offen eingestehen ist von allen Tugenden vielleicht die schwerste; und wir dürfen ruhig sagen, daß Bismarck anderes zu tun hatte, als an seiner Vollkommenheit zu arbeiten.

X.

Unsere Betrachtung ist von dem Kern der Persönlichkeit Bismarcks ausgegangen und jetzt an ihren Grenzen angelangt. Für sein Bild sind sie ebenso unentbehrlich wie der Inhalt, den sie umschließen. Erst die Umrißlinien lassen die Gestalt hervortreten. Wo sie zerfließen, finden wir keinen ausgeprägten Charakter; umgekehrt zeigen uns alle bedeutenden Menschen scheinbar unvermittelte Widersprüche und an Stelle allmählicher Übergänge manch überraschendes Versagen. Auch im Gebirge erheben sich ja die Hochgipfel nicht in sanften Hängen, sondern mit schroffen Steilwänden neben klaffenden Abgründen. Solche Unausgeglichenheit ist vor allem das Erbteil geschichtlicher Helden, der Männer des angewandten Denkens und leidenschaftlichen Wollens, deren Lebenszweck nicht die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit ist, wie es von Goethe galt, sondern eine Umgestaltung der Außenwelt. Beide Aufgaben schließen sich aus. Es ist unhaltbar, wenn ein verdienter Bismarck-Philologe meint, unser Volk habe die innere Verwandtschaft Bismarcks und Goethes längst erkannt [1]. In Wahrheit bezeichnen beide Männer entgegengesetzte Pole: höchste Entfaltungen deutschen Wesens auf zwei Gebieten, die sich ewig ergänzen, also nirgends zusammenfallen: der eine im Reiche des Geistes, der andere in dem des Willens oder, was dasselbe sagt, des Verstandes. Verschieden in ihrer Anlage, sind sie noch viel verschiedener auf der Höhe des Lebens und bis zur Gegensätzlichkeit entwickelt am Ende ihrer Tage: Goethe ein schneeiger Gletscher im

[1] Horst Kohl, Bismarckbriefe, 6. Aufl., Vorw.

blauen Firmament, Bismarck bis zum letzten Hauch seines Daseins ein tätiger Vulkan.

Wie Kaiser Wilhelm hat auch Bismarck noch die Zeit erlebt, in der seine Gestalt dem Dunstkreis des Parteigezänks entwuchs, in der, ich will nicht sagen das Verständnis, aber doch eine hier begeisterte, dort widerstrebende Anerkennung seiner Größe zu einem Gemeingut seines Volkes wurde. Nach seinem Tode hat diese Bewegung noch weitere Kreise gezogen; selbst parlamentarische Führer der sozialdemokratischen Partei sind von ihr nicht unberührt geblieben. Dennoch werden noch Jahre vergehen, ehe sich die Geschichtschreibung der Aufgabe bemächtigen kann, das Wesen und die Werke dieses Staatsmannes abschließend darzustellen. Einstweilen verhindert das nicht nur die notwendige Geheimhaltung wichtiger Staatsschriften, sondern noch mehr die Schwierigkeit, aus der Brandung der Zeitgeschichte, die überall auf Bismarck zurückweist, sich an das Ufer einer leidenschaftlosen Betrachtung zu retten.

Bis das geschieht, bleiben die Umrisse dieser großen Gestalt verschleiert; nur dem einsamen Forscher werden sie bruchstückweise deutlich, dem einsamen Wanderer auf den Höhen einer wahrheitsuchenden Geschichtswissenschaft, zu denen der betäubende Lärm fanatischer und heuchlerischer Enthusiasten nicht hinauf dringt. Da unten, in der Arena der Tageskämpfe, stand von jeher wächserner Mythus höher im Kurse als eherne geschichtliche Wahrheit. Die Masse will sich ein Geschöpf ihrer Einbildung nicht nehmen lassen; wer es unternimmt, in dem unfaßbaren Nebelbilde des Halbgotts den wesenhaften Menschen von Mark und Bein zu finden, der wird gesteinigt. Denn

dieses Wirklichkeitsbild läßt sich freilich nicht mehr wie jener selbstverfertigte Popanz zu jedem beliebigen Zweck mißbrauchen: heute gegen die Sozialdemokratie und morgen gegen den Kaiser, heute für die Stärkung der Zentralgewalt im Reich und morgen für ihre Einschränkung, heute für ein allgemeines Wahlrecht und morgen für den Einfluß der Besitzenden. Der geschichtliche Bismarck hat immer gewußt, was er wollte; er war aber nicht so eng gebaut, daß seine Natur nicht scheinbare Widersprüche umspannt hätte. Genie ist nach Goethe der Sinn für das Wesentliche. Durchschnittsmenschen erscheint vieles Unwesentliche wesentlich; wenn das Genie in solchen Stücken seine Meinung ändert, so vermögen ihm jene nicht zu folgen und werfen ihm Widersprüche vor, auch wohl Gesinnungslosigkeit. Bismarck teilt dieses Schicksal mit den meisten hervorragenden Menschen. Die Auflösung der Widersprüche liegt immer in dem Kern ihres Wesens einerseits und in einer oft bis zur Gegensätzlichkeit gesteigerten Verschiedenheit der begleitenden Umstände andererseits. Wegen jenes Zusammenhanges mit dem Kern der Persönlichkeit ist die Erklärung ihres widerspruchsvollen Verhaltens eine besonders dankbare Aufgabe; sie erschließt uns gleichsam den Grundriß des Charakters. Sie verlangt aber freilich auch eine vollständige Erfassung der äußeren Umstände, deren Wechsel zur Hervorbringung der Widersprüche den zweiten Faktor abgibt. Jede menschliche Erscheinung ist das Ergebnis der Berührung des Individuums mit der umgebenden Außenwelt. Was davon ihr, was ihm gehört, ist schwer zu unterscheiden; dennoch muß die Unterscheidung versucht werden, wenn in dem äußeren Lebensgange eines

Menschen sein Bild mit einiger Treue erscheinen soll. Ohne Einsicht in diese Wahrheiten, die seit Schleiermacher zu dem unverlierbaren Besitzstande deutscher Bildung gehören, vermögen wir keinem Menschen gerecht zu werden, viel weniger den verwickelten Vorgängen der Geschichte. In ungetrübter Reinheit tritt kein menschliches Wollen zu Tage; was wir wahrnehmen, ist das Bild eines Wollens, gebrochen durch Außenwelt. Darum ist ein bitteres Teil Verkennung unserer aller Los; von dem edelsten Menschen bis zum verworfensten Verbrecher bleibt sie keinem vorenthalten. Keine unserer Handlungen und Unterlassungen ist ganz unser eigen; kein innerer Vorgang unseres Seelenlebens gelangt an die Oberfläche der Wirklichkeit, ohne daß ihn diese unerbittliche Wirklichkeit beschneidet oder mit einer seinem Ursprung fremden Zutat behaftet. Wollend oder nicht, finden wir uns in einen geräuschlosen Kampf zwischen Innenwelt und Außenwelt verstrickt, der nur mit unserem Leben endet.

Ich meine damit nicht etwa den Kampf ums Dasein, den die Naturwissenschaft für alle Lebewesen statuiert und der in der Sphäre des Menschen von dem physischen Gebiet auch auf das wirtschaftliche übertragen wird, sondern ich spreche hier von einer ausschließlichen Bestimmung des Menschen, nämlich von dem Kampf um seine Persönlichkeit, um einen Begriff also, an dessen Grenzen echte Naturwissenschaft willig halt macht, während sich die unechte, die kein Haltmachen kennt, mit ihm abfindet, indem sie ihn leugnet. Dieser Kampf unseres inneren Selbst um seine Entfaltung vollzieht sich, wie wir schon sahen, gemeinhin außerhalb unseres Bewußtseins in unwillkürlichen Vorgängen. Er verläuft

ganz unabhängig von dem physischen und wirtschaftlichen Kampf ums Dasein. Geschichte und Leben wimmeln von Beispielen dafür, daß Männer, die ihre Eigenart auf das schärfste ausprägten und allen Umgebungen ihren Charakter aufdrückten, leiblich und wirtschaftlich zusammenbrachen, und ebenso dafür, daß schwache Charaktere in Wohlstand und Ansehen alt wurden. Der Sieger in dem Kampf um seine Eigenart ist also nicht selten der Besiegte im Kampf ums Dasein, und umgekehrt. Auf beiden Schlachtfeldern aber gilt die Erfahrung, daß sich der Starke durchsetzt. Wie sich der leiblich Starke physisch zu behaupten weiß, wie der Kluge zu Vermögen gelangt, so zwingt der überragende Charakter die Ereignisse in den Dienst seines Wollens — das freilich nur in seltenen Fällen ein selbstisches Wollen im gewöhnlichen Sinne ist.

An Bismarck finden wir das vollauf bestätigt. Unter den wenigen Glücklichen, deren angeborener Kraft kein äußeres Hemmnis widersteht, ist er der Glücklichsten einer gewesen. Kein Wunder also, daß er auch den Kampf um die Geltendmachung seiner Individualität mit seltenem Erfolge geführt hat. Seine bleibenden Schöpfungen tragen den Stempel des Bismarckschen Geistes unzerstörbar an sich. Wie er sich selbst in jeder Lage voll zur Geltung brachte, so ertrug er auch nicht das von ihm vorgefundene Mißverhältnis der großen Vergangenheit und inneren Spannkraft Preußens zu der nachsichtigen Duldung im Rate der Großmächte, die es der schwächlichen Pfiffigkeit seiner auswärtigen Politik verdankte. In diesem Verhältnis des Mannes zu der europäischen Situation, in die er eintrat, erneuerte sich die große Stunde der preußischen Geschichte, als Friedrich II. den Thron bestieg. Auch

er stieß auf den Gegensatz der mit Geld erkauften Königswürde, der geschulten Armee und der gefüllten Staatskassen zu der ausgesprochenen Geringschätzung Europas, dem verdienten Ertrage der passiven und schwankenden Politik eines Königs, der es nicht verstanden hatte, sein gutes Schwert zur rechten Zeit in ihre Wagschale zu werfen. Auch Friedrich der Große beschloß, diesem Mißverhältnis abzuhelfen; nicht durch Niederlegung der Königswürde und Auflösung seines Heeres, wie das dem „Philosophen auf dem Throne" ohne Frage die schmeichelhaftesten Glückwünsche der Kabinette eingetragen hätte, sondern durch die Eroberung Schlesiens im Kampfe mit Österreich und seinen Alliierten.

Politik ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, lautet eines der geflügelten Worte Bismarcks. Alle Kunst ist individuell; darum können große Meister niemals Schule machen. Das richtigere Urteil über die Kräfte, mit denen zu rechnen ist, die schärfere Scheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, das hält wohl eine Zeitlang vor und bleibt dem nacheifernden Bemühen zugänglich. Die Technik soll niemand schelten; sie schützt gegen Mißerfolge und hat auch schon zu manchem Gelingen verholfen. Das Entscheidende bleibt immer die Kühnheit des Entwurfs; die aber läßt sich nicht lernen, weil sie Sache des Temperaments und des Charakters ist. Von Bismarck, den die heutige Legendenbildung nur noch als den unübertrefflichen Realisten zu kennen scheint, sagte sein vorgesetzter Minister des Auswärtigen noch 1859, acht Jahre nach Bismarcks Eintritt in die diplomatische Laufbahn: „Zuviel vom Idealisten für die sehr positive Kunst der Politik." Durchschnittsdiplomaten verdächtig durch seinen „Idealismus", den deutschen Einheitsschwärmern

unheimlich durch seinen brutalen Realismus, so mußte der Mann aussehen, der, sie alle beschämend, ihr gemeinsames Hoffen zur Tat machen sollte.

Wenn aber eins an Bismarcks Vorbild gelernt werden kann, so ist es die wesentliche Übereinstimmung der Grundlinien einer zielbewußten Politik mit der folgerechten Handlungsweise eines Ehrenmannes. Vielgestaltig in ihren Mitteln, war Bismarcks Staatskunst doch stets auf diesen Grundton gestimmt. Bekannt sind seine eigenen Aussprüche: „Wir halten in unserer auswärtigen Politik auf tadellos reine Wäsche", und: „Wir haben in unserer auswärtigen Politik sehr wenig zu verbergen." Er betrieb das diplomatische Handwerk von dem Standpunkt eines klugen, vornehmen und furchtlosen Mannes. Als ihn im Jahre 1858 die Berufung des Ministeriums der neuen Ära mit der Möglichkeit seines Abschieds rechnen ließ, schrieb er am 12. November an seine Schwester: „Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr miteinander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren."

Es würde keinen Fortschritt in unserer politischen Erziehung bedeuten, sondern einen Rückfall in vorbismarckische Anschauungen, wenn wir uns einredeten, zwischen den Grundsätzen eines ehrenhaften und erfolgreichen Handelns im Privatleben einerseits und im staatlichen Leben anderseits läge eine unüberbrückbare Kluft; die einen hätten mit den anderen nichts gemein. Wahr ist nur, daß die hier und dort in Frage kommenden Kräfte und Verhältnisse durchaus verschieden in ihren Maßen sind und deshalb mit verschiedenem Maßstabe gemessen sein wollen.

Veraltet und abgetan dagegen wie das Zeitalter des Absolutismus, dem sie entstammt, ist die abergläubische Vorstellung von der Diplomatie als einer Kabbala, deren Gesetze nur Eingeweihten zugänglich wären. So erschienen unmündigen Völkern die Geheimnisse der Kanzleien Richelieus und Choiseuls, der Fürsten Kaunitz und Talleyrand. Zerstört wurde die undurchdringliche Hülle, mit der sich dieser Zweig der Staatsgeschäfte umgab, zuerst durch seine parlamentarische Behandlung in England, die mit glänzenden Namen verknüpft ist; von Pitt und Canning über Peel und Palmerston bis zu Gladstone und Salisbury. Der männliche Freimut wie das lebhafte Kolorit des Ausdrucks in den Auslassungen englischer Staatsmänner über zeitgenössische Verhältnisse und Personen erregten nicht selten die Überraschung des Kontinents und den Unmut der betroffenen Kreise. Dennoch wird niemand behaupten wollen, daß ihr dreister Stolz den Wortführern eines großen Reiches schlecht zu Gesicht stände.

Außerhalb der britischen Inseln haben vereinzelt Mirabeau, später Cavour und vor allem Bismarck an die Stelle der Kabinettspolitik eine Politik des nationalen Gewissens gesetzt, dem sie als erste unter ihren Volksgenossen die Zunge zu lösen wußten. Es bleibt eine denkwürdige Lehre für alle Zeiten, daß der größte Diplomat des neunzehnten Jahrhunderts von der Ackerscholle aus Gesandter einer Großmacht wurde, und daß sein erster Eindruck von der diplomatischen Umgebung, in die er sich gestellt fand, seinen beißenden Spott über die leere Wichtigtuerei und Geheimniskrämerei der zünftigen Kollegen entfesselte. Aus diesem Spott sprach das gesunde Selbstgefühl des schlichten Landedelmannes, dem es nicht in den Sinn will, daß es

ein menschliches Amt oder Geschäft geben soll, das zu seiner Verrichtung bestimmte Posen verlangte, Vorspiegelungen von nicht Vorhandenem und Unterdrückung berechtigter Eigenart. Solcher Denkweise ist Bismarck in seiner langen Diplomaten- und Ministerlaufbahn treu geblieben. So erscheint er in seinen amtlichen Kundgebungen wie in seinem Briefwechsel. Er ist immer derselbe: ausgesprochen in Neigung und Abneigung, klar im Urteil, unermüdlich in der Beobachtung, bestimmt von Entschluß; zu stolz, um unbescheiden zu sein, zu echt in seinem inneren Wert, um nicht allen eitlen Schein zu verachten; zu groß, um durch Selbstüberhebung gewinnen zu können, aber voll ruhigen Selbstbewußtseins; demütig in seinem Gewissen, mannhaft und aufrecht gegen alle Menschen, gegen hoch und niedrig. Einem solchen Charakter sind falsche Situationen unerträglich. Und was er für seine Person ablehnte, das war ihm für sein Land erst recht nicht gut genug. An diesen Zug in seinem Wesen knüpft seine geschichtliche Größe an. Jede Zurücksetzung Preußens empfand er, als wäre sie auf ihn selbst gemünzt, jede Vernachlässigung seiner Person, als gälte sie Preußen. Er identifizierte sich mit seinem König und mit seinem Lande. „Ich bin Royalist in erster Linie," erklärte er Moritz Busch, „dann ein Preuße und ein Deutscher. Ich will meinen König, das Königtum verteidigen gegen die Revolution, die offene und die schleichende, und will ein gesundes starkes Deutschland herstellen und hinterlassen."

Seine Kraft ist mit ihm dahingegangen; sein Vorbild bleibt. In den Besten unseres Volkes wird seine Gesinnung fortleben.

Fürst Bismarck

Gedanken und Erinnerungen
Liebhaber-Ausgabe auf Velinpapier in zwei Halbfrzbdn. M. 30.—
Großoktav-Ausgabe in zwei eleganten Leinenbänden M. 20.—
Volks-Ausgabe (Klein-Oktav) in zwei einfachen Leinenbdn. M. 5.—

Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen
Band I: **Kaiser Wilhelm I und Bismarck.** Mit Bildnis des Kaisers und 22 Briefbeilagen in Faksimiledruck
Band II: **Aus Bismarcks Briefwechsel**
Liebhaber-Ausgabe auf Velinpapier in zwei Halbfrzbdn. M. 30.—
Großoktav-Ausgabe in zwei eleganten Leinenbänden M. 20.—
Die beiden Bände des Anhangs sind auch einzeln zu M. 15.— bezw. M. 10.— zu haben

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit Titelbild der Fürstin nach Franz von Lenbach und zehn weiteren Porträtbeilagen. Zweite vermehrte Auflage Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 8.—

Hieraus einzeln:
Fürst Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71 Mit Titelbild und einem Brief-Faksimile
Geh. M. 2.— In Leinenband M. 2.80

Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck neu herausgegeben von Horst Kohl Geheftet M. 6.— In Halbfranzband M. 8.—

Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn von Schleinitz 1858—1861 Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamt-Ausgabe, besorgt von Horst Kohl. Vierzehn Bände. Mit einem Porträt des Fürsten nach Franz von Lenbach
Geheftet M. 108.50. In Halbfranzband M. 136.—

Bismarckreden 1847—1895. Herausgegeben von Horst Kohl
Auswahl in einem Bande. Neue unveränderte Ausgabe
Geheftet M. 5.— In Halbfranzband M. 6.75

Erinnerungen an Bismarck. Von Dr. Freiherrn von Mittnacht, Kgl. Württemb. Staatsminister und Ministerpräsident a. D.
Sechste Auflage Geheftet M. 1.50 In Leinenband M. 2.—
Dasselbe. Neue Folge. (1877—1889.) Fünfte Auflage
Geheftet M. 1.50 In Leinenband M. 2.—

Bismarck und Shakespeare. Eine Studie von Arthur Böhtlingk
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen
Von Horst Kohl Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

